Sagenbibliothek.

Norddeutsche Sagen, Volksmährchen und Legenden.

Von

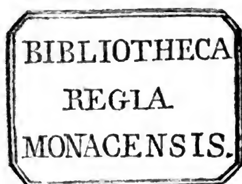
Amalie Schoppe, geb. Weise.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Theil.

Leipzig.
Verlag von C. L. Fritzsche.

1851.



Inhalt des ersten Bandes.

I.

Das Leuchtenweib.

Hamburgische Volkssage.

Dicht vor Hamburg liegt der sogenannte Hammerbrok, eine einsame Gegend, wohin sich selten der Fuß eines Spaziergängers verirrt, obgleich die Landschaft des Reizes nicht entbehrt und dem sinnigen Betrachter manchen überraschend schönen Punkt darbietet, worauf das Auge mit Vergnügen ruhen bleibt.

Bei Nachtzeit würde sich indeß kaum der Beherzteste in dem Hammerbrock wagen. Dort treibt dann nämlich ein tückisches, dem Menschen feindliches Gespenst, das sogenannte Leuchtenweib, sein Wesen, das seine boshafte Freude daran haben soll, den nächtlichen Wanderer in tiefe Moräste und Gräben zu locken, und das, wenn es ihm gelungen, mit höhnendem Gelächter davon flieht. Schon Mancher, der die Tücke des Nachtgespenstes, durch Hörensagen nicht kennen und so den gefährlichen Ort nicht meiden lernte, ist das Opfer desselben geworden; wenn man dann nach längerer Zeit die Leiche des Verunglückten im Sumpfe fand, hieß es allemal,

„Den hat das böse Leuchtenweib wieder verlockt!“ und man begrub den Armen in der Stille.

Welchen Zusammenhang diese Erscheinung mit dem Hammerbrok hat, wollen wir Dir, geliebter Leser, getreulich mittheilen.

Einst, so erzählte man mir, wollte eine im Hammerbrok wohnende Wittwe gern wieder freien, aber immer sich kein stattlicher Freiersmann finden lassen, obschon sie begütert und auch nicht gar zu häßlich von Angesicht war. Es hieß nämlich in der Umgegend, daß sie eine böse Sieben und durch ihren unverträglichen Character, durch Geiz und Habsucht Schuld am Tode ihres ersten Eheherrn, eines sehr braven Mannes, gewesen sei.

Der Ursula — so hieß sie — war die lange Wittwenschaft nicht nur höchst verdrießlich, sondern sie erschien ihr, in Betracht ihrer Vermöglichkeit und ihres nicht unebenen Aussehens, sogar als schimpflich, und so war sie entschlossen, derselben um jeden Preis ein Ende zu machen. Als daher an einem Abende spät ein in der Gegend verirrter Krieger, der unter Heinrich dem Löwen mit gegen die heidnischen Wenden gefochten hatte, Einkehr bei ihr begehrte, ließ sie ihn nicht nur ein, sondern sagte, als sie den schmucken Kaspar in Augenschein genommen hatte, bei sich: „Der soll Dein Mann werden!“ und sie that darnach, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen.

Der brave und schmucke Kaspar wußte bald, wie

er mit ihr daran war: sparte sie doch weder Schmeichelreden und süße Blicke, noch gutes Essen und Trinken, um zu ihrem Zwecke bei ihm zu gelangen, und da ihm die Wittwe keineswegs miß-, ihr schönes Besitzthum aber ganz außerordentlich gefiel, bewarb er sich um ihre Hand, die ihm gleich freudig zugesagt wurde, was ihm freilich ein wenig auffiel, da er außer seiner guten Gestalt, seinem tapfern Muthe und gutem redlichen Herzen nichts auf der weiten Welt besaß, während die Ursula allem Anscheine nach wenn auch nicht eben reich, doch sehr wohlhabend war.

Da Beide nun mit einander einig, betrieb Kaspar, der seinem Glücke kaum traute und geneigt war, es für einen neckenden Traum zu halten, die Anstalten zur Hochzeit mit großer Eile und sah sich dabei aufs Thätigste von seiner Braut unterstützt. Ursula schwamm gleichsam in einem Meere von Freude, daß der stattliche Krieger ihr bald unauflöslich verbunden, gänzlich ihr Eigenthum werden sollte. Besonders aber erfreute sie der Gedanke, ihren Nachbarn und Verwandten, die sie sämmtlich für Neider und böse Feinde hielt, einen rechten Aerger durch ihre Verheirathung mit dem schönen Kaspar zu bereiten; um diesen Aerger vollständig zu machen, sollte die Hochzeit, troß des ihr angebornen häßlichen Geizes, mit einer kaum gesehenen Pracht gefeiert werden.

Zu dem Ende wurden Kälber mit der fettesten sü-

ßen Milch gemästet, Gänse genudelt, Hühner, Enten und Tauben mit reinem Korn gefüttert; das beste Korn wurde vorab genommen und zum Mahlen und Beuteln in die Mühle gebracht, um schneeweiße Semmel und süße Kuchen davon zu backen; alter abgelagerter Meth, der seit Jahren unangerührt im Keller gelegen, wurde auf Flaschen und Krüge gezogen und ein Gerstenbier gebraut, das so stark und berauschend wie der kräftigste Wein war. Frau Ursula kehrte dabei das ganze Haus um und um, und nicht eine einzige arme Spinne, mochte sie auch im dunkelsten Winkel ihr künstlich gewebtes Netz aufgespannt haben, fand Gnade vor den Augen der Scheuernden, Bürstenden und Kehrenden.

Aber nicht allein die Hochzeitstafel sollte reichlich besetzt, das Haus vor Reinlichkeit glänzend sein, sondern in noch größerer Pracht und Herrlichkeit das schmucke Brautpaar prangen. Ein geschickter Schneidermeister wurde aus der Stadt bestellt, die reichsten Stoffe ausgesucht und dabei dem Meister die Weisung gegeben: ja nichts an den beiden hochzeitlichen Gewändern zu sparen.

Das Alles verschlang nun reichlich die Sparpfennige der Wittwe, so daß die Sache ihr schier bedenklich zu werden begann; sie tröstete sich aber damit: daß man ja nachher doppelt sparsam leben, auch etwas mehr als früher arbeiten und dadurch das Vergeudete wieder einbringen könne.

Der heißersehnte Glanz= und Freudentag war endlich angebrochen. Da, als Frau Ursel die zu demselben getroffenen Anstalten überschaute, gewahrte sie mit Schrekken, daß sie nicht für gehörig glänzende Leuchter gesorgt habe, getröstete sich aber bald damit, daß ihr gewiß die Beschließerin auf einer nahe gelegenen Ritterburg, bei der sie mehrmals herrliche silberne Armleuchter gesehen, damit aushelfen werde, was diese um so leichter thun konnte, da eben die Bewohner der Burg bei einem in der Nähe veranstalteten Turnier anwesend, folglich nicht heim waren. Frau Ursel machte sich demnach augenblicklich auf den Weg und fand, wie sie erwartet, bei der freundlichen Beschließerin williges Gehör mit ihrer Bitte. Sechs kostbare silberne Armleuchter, jeder mit sechs Armen, wurden ihr unter der Bedingung ausgeliefert, sie gleich am Tage nach der Hochzeit wieder zurückgeben zu wollen. Die Leuchter waren so schwer, daß Frau Ursel ihre Last daran hatte und in Schweiß gebadet damit in ihrer Wohnung anlangte. Hier stellte sich aber eine neue Noth heraus: zu den sechs Armleuchtern hätte sie sechsunddreißig Kerzen haben müssen, hatte deren aber nur dreißig. Was war zu thun, als nur fünf Leuchter zu bestecken und den sechsten in die Lade zu schließen. Zu diesem Auskunftsmittel griff Frau Ursel auch, da in der Nähe keine Kerzen zu haben waren und nicht Zeit genug mehr war, darum zur Stadt zu schicken.

Wir wollen uns weder bei der Freude und dem Glanze, welche bei dieser Hochzeit zur Schau getragen wurde, noch bei dem Aerger und Neide mancher Gäste aufhalten sondern erzählen, was sich am Morgen nach der Hochzeit zutrug. Frau Ursel, eingedenk ihres der Beschließerin gegebenen Versprechens, packte die geliehenen Armleuchter, bis auf den in die Lade geschlossenen, dessen sie vergaß, in einen großen Korb, und trug ihrem jungen Ehemann auf, sie zur Burg zu bringen. Also that Kaspar, staunte aber nicht wenig, als die Beschließerin noch einen sechsten Leuchter, da sich nur fünf im Korbe befanden, von ihm forderte. Er entschuldigte sich und sagte: er habe gebracht, was ihm seine Frau gegeben; die Sache müsse sich indeß finden, sei der sechste Leuchter wirklich vergessen worden, so werde er es nicht scheuen, den Weg doppelt zu machen, und ihn ihr sofort bringen. „Indeß," fügte er hinzu, „kommt es mir bedenklich vor, da ich mich deutlich erinnere, nicht mehr als fünf Leuchter gesehen zu haben, und die sind hier." Mit diesen Worten entfernte er sich und legte nachdenklich den Weg nach seiner Wohnung zurück.

Frau Ursel war indeß über die Lade gekommen, worin der sechste Leuchter lag. „Sieh", sagte sie bei seinem Anblick, „da habe ich doch noch einen von den geliehenen Armleuchtern vergessen! Das kostet dem guten Kaspar noch einen Weg!" — „Aber, flüsterte ihr der

Teufel in's Ohr, ist's denn durchaus nöthig, auch diesen noch zurückzugeben? Keiner hat mehr als die fünf Leuchter gesehen; er ist gar schwer, vom feinsten Silber und es steckt ein gut Stück Geld darin. Das käme Dir just gelegen, da alle Truhen leer sind ..... Der Kaspar könnte am Ende glauben, daß du ihn mit Deiner Wohlhabenheit betrogen und er eine Bettlerin geheirathet habe, wenn Du ihm gleich mit der Geldnoth kämst! ..... Wer weiß denn, daß ich sechs Leuchter erhielt" fuhr sie fort, „wer weiß es außer mir und der Beschließerin Beate? und wird mein Nein nicht eben so viel gelten, als ihr Ja? — Es ist kein Mensch außer mir im Hause: Mägde und Knechte sind zu Feld und der Kaspar ist zur Burg; also frisch an's Werk, Ursel, und dir ist für immer geholfen!"

Mit diesen Worten nahm sie den Leuchter aus der Lade und warf ihn in das starke Feuer, das unter dem großen Graupenkessel brannte. Die rothen und blauen Flammen züngelten um das glänzende Metall und beleckten es von allen Seiten, bis es seinen Glanz verlor; Ursula legte noch mehr trockenes Holz zum Feuer und noch keine Viertelstunde war vergangen, so war vom Leuchter nichts mehr zu erblicken, wohl aber hatte sich in der Asche ein schwerer Silberklumpen gesammelt. Den zog Ursel mit der Feuerzange hervor, kühlte ihn im Eimer mit frischen Brunnenwasser ab und trug ihn auf

den Boden hinauf, wo sie ihn unter dem Gebälk verbarg. Kaum war sie damit fertig, so erschien erst Kaspar und wenige Minuten später die arme Beate, die in der großen Angst um den sechsten Leuchter ihm auf den Fuß gefolgt war.

Vergebens bat und beschwor das arme Weib die Ursula, sie nicht unglücklich durch Verweigerung der Rückgabe des sechsten Leuchters zu machen; vergebens stellte sie ihr vor, daß sie, als Diebin von ihrer strengen Herrschaft angeklagt, des schimpflichsten Todes werde sterben müssen; vergebens rief sie Ursula's Barmherzigkeit an: diese blieb dabei, nur fünf Leuchter von ihr erhalten zu haben und beschwor das sogar mit einem heiligen Eide, indem sie zugleich die Beate und ihren Mann aufforderte, das ganze Haus nach dem Vermißten zu durchsuchen. Dies geschah, und der Leuchter wurde begreiflicherweise nicht gefunden.

Da erfaßte wilde Verzweiflung die unglückliche Beschließerin, und Verwünschungen der furchtbarsten Art auf das Haupt der Betrügerin herabrufend, stürzte sie sich vor den Augen der Beiden in einen viele Klafter tiefen, auf dem Hofe befindlichen Brunnen, aus dem sie als entstellte Leiche wieder hervorgezogen wurde.

Dem braven Kaspar war bei diesem Auftritte gar wunderlich und schauerlich zu Muthe gewesen und er konnte sein ihm erst so kürzlich angetrautes Weib nicht ohne ge-

heimes Grausen ansehen. Eine Stimme in seinem Herzen sagte ihm unaufhörlich, daß sie doch wohl Schuld an dem Tode der armen Beate sei, und da er selbst ein so braver, gewissenhafter Mann war, konnte er sich gar nicht über das Unglück trösten, mit einem so bösen Weibe für immer verbunden zu sein.

Je größere Kälte er indeß gegen die Ursel an den Tag legte, je heißer liebte sie ihn, wodurch sie ihm dann nur noch widerwärtiger wurde. Ja, er gerieth nach und nach in solchen Mißmuth, daß er kaum mehr arbeiten mochte und seine Wirthschaft gehen ließ, wie sie eben ging, so daß sich bald auch noch häusliche Sorgen bei dem Paare einstellten. Ursula aber, die den Verdacht ihres Mannes aus manchen gegen sie ausgesprochenen Worten ahnete, wagte es troß dem nicht, den mit ihrem Seelenheile erkauften Schatz zur Verbesserung ihrer Umstände zu benutzen, aus Furcht, den Verdacht dadurch zur Gewißheit zu machen.

An einem Winterabende saß das traurige Paar während eines furchtbaren Sturmes, der die stärksten Bäume mit den Wurzeln aus dem Erdboden hob, schweigend und in sich gekehrt neben einander in der schwach erhellten Stube. Da fuhr plötzlich eine Windsbraut daher, vor der das Haus in seinen Grundvesten erbebte, und zugleich wurde ein Krachen vernommen, als stürze das ganze Gebäude zusammen. Beide wurden todtenbleich, beide fal-

teten die Hände wie zum Gebete; aber nur Kaspar betete, während Ursula die Seele schon längst nicht mehr zum Gebete zu erheben vermochte. Dann stand Kaspar auf, zündete das Licht in der Hornlaterne an und stieg damit die zum Boden führende Leiter hinauf. Kaum war er auf der obersten Sprosse angelangt, so sah er, daß der Wind das ganze Dach fortgenommen hatte; dicht vor ihm aber lag, von schwefelgelben und bläulichen Flammen umspielt, ein Klumpen Silber und zugleich ließ sich eine klagende Stimme also vernehmen: „Es hat ihr nichts geholfen, daß sie mich in den bittern Tod schickte! Es hat ihr nichts geholfen, daß sie mir den Leuchter stahl und ihn am Feuer zu einem Silberklumpen umschmolz! Ich werde bald erlöst sein, aber sie, sie wird bis zum jüngsten Gericht, Andern ein Schreckbild, wandeln müssen!“

Kaspar stand wie erstarrt noch immer auf der letzten Sprosse der Leiter und wußte nicht, ob er träume oder wache, ob eine gespenstische Stimme die Worte wirklich geredet habe oder er das Heulen des Sturmes sich nur so gedeutet. Aber der von den Flämmchen umspielte Silberklumpen lag da, lag wirklich da, und er begriff jetzt Alles. Schaudernd stieg er wieder zu seinem Weibe hinab, trat mit todtenbleichem Gesicht vor dasselbe und sagte mit strafendem Tone:

„Die Windsbraut hat Dein Verbrechen an den Tag gebracht und eine Stimme besagt, daß Du wegen des

geraubten Leuchters, der der armen Beate den Tod gebracht, ewig verdammt sein wirst; ich aber habe fortan mit Dir Verruchten nichts mehr zu theilen und will lieber in Noth und Armuth, denn fortan noch mit Dir leben. Deinen Mann hast Du verloren: nimm dafür den Silberklumpen, der auf dem Boden als Zeuge Deines Verbrechens liegt, nnd tröste Dich damit!" Er griff darauf nach seiner am Nagel hängenden Mütze und verließ das Haus, trotz der wilden Sturmnacht, bevor noch Ursel zur Besinnung gekommen war.

Er kehrte nicht wieder, auch hörte man nichts weiter von ihm; Ursula aber stürzte sich, da sie ohne ihn nicht zu leben vermochte, in der Verzweiflung in eben den Brunnen, worin die arme Beate durch ihr Verschulden einen allzufrühen Tod gefunden hatte. Der Leichnam der Ersteren wurde, obgleich man den Brunnen bis auf den Grund ausschöpfte, nicht wieder gefunden; wohl aber haben nächtliche Wanderer, zu ihrem Verderben, die Unselige um die Stunde der Mitternacht im Hammerbrok erblickt, wo sie seitdem als böses Leuchtenweib, einen silbernen Armleuchter mit sechs brennenden Kerzen besteckt, in der Hand tragend, umherspukt, Andern zur Warnung, sich selbst zur Strafe.

II.

Die Erbauung der Domkirche in Lübeck.

Legende.

1.

Schon hatte Karl der Große viele unsterbliche Thaten verrichtet und seinen Namen in allen damals bekannten Ländern gefürchtet gemacht, als es die Sachsen, ein zwar tapferes, aber dem Heidenthum noch anhängendes Volk, versuchten, seiner Macht Trotz zu bieten und sich der heiligen Christuslehre zu wiedersetzen. Noch immer errichteten sie ihren Götzen in geheiligten Hainen Altäre und brachten diesen, angefeuert von ihren Priestern, den Druiden, selbst Menschenopfer dar.

Dies bekümmerte den großen Kaiser um so mehr, da die Sachsen sich nicht einmal damit begnügten, selbst dem Heidenthum zu fröhnen, sondern einen grimmigen Haß gegen das Christenthum an den Tag legten und mit Feuer und Schwert seine Anhänger zu vertilgen suchten. Ein neuer Kriegszug, den diese Heiden nach Franken unternahmen, reifte den Entschluß Karls des Großen, eine bedeutende Kriegsmacht gegen sie aufzubieten, und im Jahre des Heils 772 brachte er ihn in Ausführung.

Angriff und Widerstand waren gleich furchtbar; aber nach manchen Mühen und harten Kämpfen verblieb dem Kaiser der Sieg: die auf allen Punkten geschlagenen Sachsen mußten Unterwürfigkeit angeloben und sich bequemen, der heiligen Lehre Eingang bei sich zu gestatten. Indeß riefen in Italien entstandene Händel Karln ab, und kaum hatte er den Sachsen den Rücken gewendet, so schüttelten diese das ihnen von der Uebermacht auferlegte Joch wieder ab, jagten die christlichen Priester und Krieger aus ihren Gauen fort und kündigten frech den angelobten Gehorsam wieder auf.

Erst im Jahre 775 vermochte der Kaiser sie dafür zu züchtigen; aber so oft sie auch Treue nnd Unterwürfigkeit gelobten, eben so oft brachen sie ihre Gelöbnisse wieder, so wie der mächtige Monarch sich und seine tapfern Streiter anderweitig in Anspruch genommen sah.

Bei Gelegenheit einer dieser Feldzüge gegen die heidnischen Sachsen war es, wo der Kaiser, sich mit der Jagd ergötzend, da eben ein Stillstand eingetreten war, einigen Unmuth in sich verspürte, weil, so glücklich auch seine Begleiter waren, doch ihm selbst kein Schuß gelingen wollte, und doch galt er mit Recht für einen der geübtesten Jäger.

Da, als er eben verstimmt der Jagd ein Ende machen und mit den übrigen Jägern in's Feldlager zurückkehren wollte, trieben die Hunde noch einen Hirsch von

ungewöhnlicher Größe und Stattlichkeit ganz in der Nähe des Kaisers auf; als aber dieser den Bogen gespannt, den Pfeil schon angelegt hatte, war das edle und prächtige Thier bereits seinen Blicken entschwunden und nur das noch aus ziemlicher Entfernung ertönende Bläffen der Hunde zeigte die Gegend an, wohin es seinen Lauf genommen hatte.

— „Der Hirsch muß mein sein!“ rief Karl und setzte, seinem Rosse die Sporen in die Seite drückend, demselben nach; aber vergebens war sein eifriges Bemühen; das Thier schien gleichsam seiner zu spotten: wie er es zum Schuß gerecht zu haben glaubte, war es auch schon seinen Blicken wieder entschwunden.

Endlich gab der Kaiser die vergebliche Verfolgung des Hirsches auf, und, vom langen Ritte ermüdet, stieg er vom Rosse und legte sich unter dem breiten Laubdache einer vielleicht tausendjährigen Eiche zum Ausruhen nieder. Sein silbernes Hüfthorn rief zugleich die zerstreuten Genossen herbei, und da er den schönen Sechszehnender noch immer nicht aus dem Sinne verlieren konnte, ertheilte er den Jägern den freilich nicht eben leicht auszuführenden Befehl, den Hirsch zu fangen und ihm lebend zuzuführen.

Lange streiften die Getreuen, schier am Gelingen ihres Auftrages verzweifelnd, im Walde umher; indeß jagten die flinken Hunde das Thier doch wieder auf und jetzt

war es von der langen Verfolgung so ermattet, daß es, an seiner Rettung verzweifelnd, sich auf den Boden niederlegte und ergeben sein Schicksal erwartete. Man stieg vom Rosse, band es und führte es, trotz seines Sträubens, zu dem noch immer unter der Eiche ruhenden Kaiser.

Dieser war nicht wenig erfreut, seinen Wunsch in Erfüllung gebracht zu sehen, und schon hatte er seinen schärfsten Pfeil an den Bogen gelegt, als er die Hand wieder sinken ließ und, sich an seine Jagdgenossen wendend, also sprach:

— „Das Thier ist zu schön und stattlich, um in die Küche zu wandern, haben wir doch ohnehin der Jagdbeute genug. Verfahret mir daher fein säuberlich mit dem Hirsche: es ist mein Wille, daß er in meinen Thiergarten zu Aachen gebracht werde, wo dann mein Auge sich noch öfters an seiner edlen Gestalt ergötzen möge. Um ihn sicher dahin zu bringen, fertige man einen Käfig von starken Stäben an, damit er uns auf dem Wege nicht entspringe."

Also sprach der Kaiser, und mit Wohlgefallen ruhten noch immer seine Blicke auf dem Hirsche; dieser aber, als habe er die von Karl gesprochenen Worte verstanden, fing heftig zu zittern an, sah mit betrübten, schüchternen Blicken um sich her und, während er seltsame Töne ausstieß, rollte eine große, helle Thräne über sein behaartes Antlitz.

Dieser Anblick und die vernommenen Töne, welche fast wie das Flehen einer menschlichen Stimme klangen, erfüllten das Herz des Kaisers mit Verwunderung und Mitleid zugleich, und von einem seltsamen Grauen erfaßt, wandte er sich mit den Worten an sein Gefolge:

„Was ist denn das? Verstünde das Thier etwa gar die Sprache der Menschen? Seht, es weint! Der Hirsch weint, da doch sonst nur dem Menschen Lachen und Weinen eigenthümlich sind!"

Der Kaiser versank, nachdem er also gesprochen, in ein langes und ernstes Nachdenken; dann rief er:

— „Nein, er soll nicht von meiner Hand sterben, noch seiner edlen Freiheit beraubt werden; denn dieser Hirsch ist kein gewöhnliches Thier! Er soll frei sein und noch lange, wenn es Gottes Wille ist, unter seinen Genossen im Walde umherstreifen. Daß er aber der König seiner Gattung sei, soll Jeder wissen, der ihn hinfüro erblickt. Auf, meine Getreuen! reiten einige von Euch in unser Feldlager zurück und holen aus meinem Zelte ein schön ausgelegtes Kästchen, ich will hier ruhen, bis ihr damit zurück seid."

Also geschah es; Karl aber nahm aus dem ihm eingehändigten Kästchen ein so hellfunkelndes Geschmeide von Gold und Edelsteinen hervor, daß der Theil des Waldes, trotz der bereits anbrechenden Dämmerung, davon gänzlich erhellt wurde; wie tausend Lichter und Lichtlein

blitzerten, funkelten und schimmerten die schöngeschliffenen Demanten des Kleinods, so daß Alles mit Erstaunen darauf sah. Der Kaiser aber, sich zu dem Hirsche wendend, sprach die Worte:

„Weil du ein so edles und schönes Thier und wohl einzig in deiner Art bist, soll dieses Demantkreuz deine Stirn und dieses Demanthalsband deinen Hals schmücken."

Er befahl hierauf, dem Hirsche beide Kleinode anzulegen, und kaum war dieser Befehl in Ausführung gebracht, so gab er selbst dem edeln Thiere die Freiheit. Mit der Schnelligkeit eines Pfeils kehrte der Hirsch in den Wald zurück und verlor sich bald im Dickicht, während der Kaiser mit seinen Jagdgenossen in's Feldlager zurückkehrte.

2.

Fast vierhundert Jahre nachdem sich das Vorstehende zugetragen hatte, ging Heinrich der Löwe, ein zwar kriegerisch gesinnter, aber dabei frommer Fürst, auf eben der Stelle, wo Kaiser Karl dem Hirsche den Demantschmuck verliehen, sinnend auf und nieder. Er war gleichfalls auf der Jagd, hatte sich aber vorsätzlich etwas von seinen Begleitern entfernt, weil er allein sein und sich seinen Gedanken überlassen wollte.

Was Karln dem Großen durch so viele blutige Kämpfe nicht hatte gelingen wollen: die Bezwingung der heidni=

schen Wenden und Sachsen, und die Einführung des Christenthums, das war ihm gelungen. Die Sachsen gehorchten ihm willig und die christliche Lehre verbreitete sich immer weiter in dem früher vom Heidenthum verfinsterten Norden. Nicht nur duldete man jetzt die Lehrer und Verbreiter des allein seligmachenden Glaubens, sondern man verehrte und suchte sie eifrig auf, um Worte des Heils von ihren Lippen zu vernehmen und das Bad der heiligen Taufe durch sie zu empfangen.

So beschäftigte denn der Wunsch, an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen, Heinrich den Löwen fast unausgesetzt; aber nur der gute Wille war sein, zu der Ausführung fehlten ihm die nöthigen Mittel, da die vielen Kriege, die er zur Wahrung seiner angestammten Rechte hatte führen müssen, seinen Schatz völlig geleert.

Mittlerweile war der Fürst, ohne daß es seine bestimmte Absicht gewesen, tiefer in das Dickicht des Waldes hineingerathen und wurde erst durch einen sich seinen Blicken plötzlich zeigenden hellen Glanz aus seinen Träumereien aufgeweckt. Verwundert über eine solche Erscheinung wandte er die Augen nach der Stelle, von woher der Glanz kam, und erblickte jetzt, nicht hundert Schritte von sich entfernt, einen ungewöhnlich großen und stattlichen Hirsch, der zwischen seinem Geweih ein strahlendes Demantkreuz und um seinen stolzen Nacken ein demantnes Halsband zur Schau trug.

Bald war Heinrich mit sich darüber im Reinen, daß er diese wunderbare Erscheinung als eine Fügung Gottes zu betrachten habe, indem der Schmuck des Hirsches ihm die Mittel zur Erfüllung seines Lieblingswunsches gewähren würde. Er griff daher rasch nach Pfeil und Bogen, legte an und wohl getroffen stürzte das edle Thier zu Boden. Froh über den gelungenen Schuß, eilt der Fürst zu dem getroffenen Hirsche und nimmt ihm die Kleinode ab; aber o Wunder! kaum hält Heinrich den Schmuck in Händen, so springt das Thier wieder auf und eilt im raschen Laufe dem Dickicht zu, in dem es seinen Blicken alsbald entschwunden ist.

Voll Freude ruft Heinrich jetzt durch das Hüfthorn seine Jagdgefährten herbei, zeigt ihnen, als sich alle um ihn versammelt haben, den auf so wunderbare Weise erbeuteten Schatz und spricht zugleich seine Absicht aus, für das dadurch zu gewinnende Geld an eben dem Platze, wo sich das Wunder zugetragen, eine Kirche erbauen zu wollen.

Also geschah es! Heinrich der Löwe legte bald darauf mit eigener Hand den Grundstein zu der schönen Domkirche in Lübeck, die noch jetzt als ein Denkmal seiner Frömmigkeit und seines edlen Geschmacks in der Baukunst von Kennern höchlichst bewundert wird.

Die vorerzählte Begebenheit findet man auf zwei Wandgemälden in eben dieser Kirche, nahe bei der Orgel, abgebildet. Eine lateinische Inschrift giebt dem sprach-

kundigen Beschauer Auskunft über die Bedeutuug der Gemälde. Auf dem einen erblickt man den Hirsch und auf dem andern Heinrich den Löwen, in dem Augenblick, wo er auf denselben anlegt.

Heinrich der Löwe gab, zum ewigen Andenken an diese wunderbare Begebenheit, den Bischöfen von Lübeck ein goldenes Kreuz im rothen Felde zum Wappen.

III.

Der Wehrwolf.

1.

Zu der Zeit, wo es dem Teufel noch saurer ward, eine arme Seele für sein Reich zu werben, als in der unsrigen, wo sie ihm schaarenweise von selbst zulaufen, ging er einst verdrießlich über manchen mißlungenen Versuch am Ufer der Elbe spazieren und sah sich nach allen Seiten um, ob sich nicht etwa ein Braten für ihn zeigte. Er erblickte aber keine Menschenseele, außer an der Stelle, wo später das Dorf Oltensee, dicht hinter Altona entstand, einen in Lumpen gehüllten Bauer, der mit zwei magern Pferden einen steinigten Acker pflügte, wobei er sich oft genug den Schweiß von der Stirn trocknete. Ob-

gleich der Teufel nur geringe Aussicht hatte, das arme Bäuerlein in sein Garn zu locken — aus Erfahrung wußte er, daß ihm das bei den Reichen eher gelang — ging er doch auf den Pflügenden zu, der eben den zerrissenen Strang eines der Pferde wieder zusammenknüpfte.

— „Guten Tag, Bauer!" redete Mephisto ihn mit möglichst freundlicher Miene und einschmeichelnder Stimme an.

— „Schönen Dank!" war die Antwort, die mit verdrießlichem Tone und ohne den Grüßer anzusehen, gegeben wurde.

— „Ihr habt's wohl recht sauer?" fuhr der Versucher, ohne sich durch die Unfreundlichkeit des Antwortsgebers abschrecken zu lassen, im vorigen Tone fort. „Eure Pferde sind, wie ich sehe, mager und alt und Eurem Erdreich fehlt es nicht an Steinen: Da pflügt sich's nicht gut."

— „Sollt's meinen!" versetzte der Bauer; „sollt's meinen! Ich wollte daß der Teufel die Mähren und das Erdreich zugleich holte!"

— „Nun, dazu kann Rath werden!" hohnlachte der Teufel und streckte zugleich die Hand gegen die beiden Rosse aus, die augenblicklich todt zur Erde sanken. „So," fuhr er fort, „die Rosse sind geliefert und es steht nur bei Euch, ob Ihr mit Eurem Acker zugleich in die Tiefe hinabfahren wollt!"

Der Bauer erhob, als er seine Pferde todt vor seinen Füßen liegen sah, ein furchtbares Geschrei, schalt Mephisto einen Mörder, raufte sich voll Verzweiflung die Haare aus und stellte sich überhaupt so ungeberdig an, daß der Teufel, trotz seiner sonstigen großen Ernsthaftigkeit, sich des Lachens über die vertrakten Gesichter, die das Bäuerlein schnitt, nicht erwehren konnte.

— „Ihr lacht noch, verdammter Zauberer," rief der Bauer, außer sich vor Zorn und Verdruß; „Ihr lacht noch dazu, daß Ihr mir meine einzigen Ernährer getödtet habt?" Mit diesen Worten griff er nach der Peitsche, um den vermeinten Hexenmeister tüchtig damit zuzudecken; er hatte sie aber kaum erfaßt, als er sie auch schon wieder weit von sich schleuderte, da sie sich in seiner Hand in eine lange, garstige Natter verwandelt hatte, und ihn mit funkelnden Augen ansah und ihm zischend die gespaltene Zunge entgegenstreckte.

— „Laßt doch die Thorheiten, Bauer!" nahm der Teufel mit treuherzigem Tone das Wort. „Ich sehe, daß wir recht gut für einander passen werden: laßt uns Freunde sein!"

— „Ein schöner Freund, der mir meine Pferde tödtete und mich dadurch an den Bettelstab brachte!" zürnte der Bauer.

— „Das sind Lumpereien" versetzte Mephisto, „und wenn sie Euch ärgern, so schreibt es Euch selbst zu:

müßt Ihr doch wissen, daß, wenn man den Teufel an die Wand malt, er gleich da ist."

— „So seid ihr wohl selbst?" . . . . . rief der Bauer erschrocken und einen ängstlichen Blick auf das Pedal des Fremden werfend.

— „Ganz recht," war die Antwort, „und nun wir einander kennen, laßt uns 'nen kleinen Handel mit einander schließen, wobei es sich zeigen wird, daß ich so bös nicht bin, als man sagt."

— „Aber! . . . . . stotterte das Bäuerlein.

— „Ich weiß, was Ihr meint; aber das sind Flausen! Hört mich an und dann sagt mir, wie Euch mein Vorschlag gefällt. Nicht wahr, Ihr möchtet gern reich sein, gut Essen und Trinken, prächtige Kleider, ein schönes Haus, Gold in Hülle und Fülle und dabei keine Arbeit haben?"

— „Wer möchte denn das nicht? Aber" . . . . .

— „Mit Eurem dummen Aber!" zürnte Mephisto. „Schiebt das bei seit und unter einer sehr leicht zu erfüllenden Bedingung habt Ihr Alles, was Ihr wünscht."

— „Ei, das wäre?"

— „Um einen Lumpenpreis werdet Ihr es haben!" betheuerte der Teufel. „Verschreibt mir Eure Seele mit einem Tröpflein Blut, das ich Euch abzapfen werde, und gelobt, Euch jeden letzten eines Monats auf 24 Stunden in einen Wehrwolf zu verwandeln und in dieser Ge-

stalt einen Menschen zu tödten, und Ihr sollt ein Leben führen, wie es der reichste Bürgermeister im nahen Hamburg nicht führt."

Das Bäuerlein schwankte noch, bald aber ging er den Handel ein und erhielt vom Teufel einen Gürtel, wobei dieser noch zu ihm sagte:

„Verwahrt den Gürtel wohl; so oft Ihr ihn umschnallt, verwandelt Ihr Euch in einen Wehrwolf und es wird Euch in dieser Gestalt ein Leichtes sein, einen Menschen umzubringen. Wißt aber zugleich, daß Eure Herrlichkeit ein Ende hat und Ihr mir mit Haut und Haar verfallen seid, so wie ihr nur ein einziges Mal den Pakt brecht."

Das Bäuerlein, welches nach seinem Taufnamen Christophan hieß, nahm den Gürtel, Mephisto breitete seinen Mantel aus und fuhr durch die Luft davon und Jener ging nachdenklich nach Hause. Als er daselbst anlangte, kam ihm sein Weib mit auffallend veränderten Wesen entgegen, führte ihn geheimnißvoll in den Kuhstall und sprach mit vor Freude bebender Stimme:

„Nimmer wirst Du errathen können, was sich während Deiner Abwesenheit zugetragen hat. Stelle Dir vor, Christophan, daß, als ich unsere einzige Kuh melken wollte, ich hart vor ihren Vorderbeinen etwas glänzendes liegen sah; wahrscheinlich hat das arme Thier vor Hunger mit den Füßen gescharrt und dabei diesen Klum-

pen Gold — denn dafür halte ich den Fund — aus dem Erdboden hervorgekratzt.“ Sie zeigte ihm mit diesen Worten den Goldklumpen, den sie aus Vorsicht unterm Miste verborgen hatte.

„Schon gut,“ versetzte Christophan, mit einer Gleichgültigkeit, die sein Weib nicht wenig in Erstaunen setzte; „nun sind wir reiche Leute und können es uns wohl sein lassen.“

2.

Christophan galt bald für den reichsten Mann im Lande und ließ soviel darauf gehen, daß man seinen Goldschatz für unerschöpflich halten mußte, und das war er in der That, weil er nur zu wünschen brauchte, um soviel Gold zu haben, als er wollte.

Zu gleicher Zeit aber verbreitete sich in der Umgegend das Gerücht, daß ein Wehrwolf in der Nähe sein müsse, weil regelmäßig jeden Monat zu Ende desselben, ein Mensch auf jämmerliche und oft völlig unerklärliche Weise umkam, und da man sich den plötzlichen Reichthum des früher so armen Bäuerleins durchaus nicht zu erklären wußte, Christophan auch auf keine Frage darüber Antwort stand, fiel natürlich der nächste Verdacht auf ihn, und man floh nicht nur seine Gesellschaft, sondern beobachtete ihn unausgesetzt auf das Sorgfältigste, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Es war an einem Sommerabende gegen Mitternacht, und in den wenigen in der Nähe der jetzt prachtvollen Wohnung Christophans stehenden Hütten schlief bereits Alles, als ein Mütterlein in dem Hüttchen, das dem Hause des Wehrwolfs gegenüber lag, vor Hitze nicht schlafen konnte und deshalb von dem ärmlichen Lager aufstand, um in der halb geöffneten Hausthür der Nachtkühle zu genießen. Die Thüren der Bauerhäuser bestehen in dieser Gegend aus zwei Theilen, so daß man die untere Hälfte zulassen kann, während man die obere öffnet. Das that denn auch das Mütterchen und lag, mit den Armen auf die untere Thür gelehnt, schon einige Zeit behaglich mit halbem Leibe im Freien, als ihr Auge die Richtung veränderte und seitwärts blickend, neben dem Hause des reichen Christophans eines in Flammen stehenden Busches, neben diesem aber eines gräulichen Ungethüms gewahrte. Der Schrecken drohte sie ihrer Sinne zu berauben; bald aber ermannte sie sich wieder, und entschlossen, der Sache auf den Grund zu kommen, schaute sie mit unverwandtem Auge auf das Wunder. Dabei drängte sich ihr unwillkührlich der Gedanke auf, das bei dem brennenden Busche stehende Ungeheuer sei kein Anderer, als ihr in einen Wehrwolf verwandelter Nachbar und der brennende Busch ein von diesem bewachter Schatz.

Christophan befand sich indeß in nicht geringer Verlegenheit, denn um Mitternacht lief die bewußte Frist

von 24 Stunden ab und es hatte sich noch immer keine Gelegenheit für ihn finden wollen, dem bösen Feinde den versprochenen Tribut an Menschenleben darbringen zu können, was auch immer schwieriger für ihn ward, je mehr die Gegend durch die so häufig darin vorkommenden Morde in Verruf gerieth. Indem der Wehrwolf sich so gedankenvoll umschaute, fiel sein Blick auf die auf der Thür lehnende Alte nnd im Nu war er bei ihr. Sie verlor jedoch die Besonnenheit nicht und klemmte ihm den Hals zwischen dem Thürpfosten und der obern, schnell von ihr zugeschlagenen Thüre so fest, daß ihm Hören und Sehen verging; erst als sie das Ungethüm todt hielt, ließ sie die Thür los und hörte, wie der Wehrwolf, gleich einem Mehlsack, zu Boden fiel. „Der hat genug!" sagte sie, schloß die Thür, sprach ein Gebet und kroch in's Bett.

Am andern Tage aber hieß es, Herr Christophan könne sich nicht zeigen, weil er einen schlimmen Fall gethan und sich das Gesicht blutrünstig gefallen habe; die Alte aber wußte, wie sie mit ihm daran war und ärgerte sich nur, ihn zu früh losgelassen zu haben. Indeß war dies nicht das Schlimmste, das den Wehrwolf begegnete. In der folgenden Nacht erschien der Böse, um ihn, wegen Wortbruchs, selbst zu holen.

— „Ei Du falscher, gewissenloser Handelsmann", schnob Mephisto, der sich ihm jetzt in seiner furchtbarsten

Gestalt zeigte, „hälst Du so Dein Wort? Komm nur mit,“ fügte er, seine Krallen gegen ihn ausstreckend, hinzu, da Du mir kein anderes Opfer dargebracht hast, mußt Du selbst daran glauben.“

— „Erbarmen!“ flehte Christophan, „Erbarmen! Laßt mir doch das Bischen Leben noch, da ich nichts weiter als dieses mehr habe!“

— „Handel bleibt Handel,“ versetzte der Böse, „und mein Opfer muß ich haben: Dich selbst oder ein anderes.“

— „Das sollt Ihr!“ rief Christophan in Todesangst, sprang aus dem Bette, zur Wiege, wo sein Jüngstgeborner schlief, drückte dem Kinde die Kehle zu und reichte es Mephisto als Leiche dar.

— „So, diesmal mag's so gehen,“ sagte dieser, das Kind in seinen Mantel wickelnd; aber hüte Dich vor dem Rückfall: ich dürfte nicht immer so gut gelaunt sein als jetzt.“ Damit verschwand er.

Welch ein Jammern und Wehklagen der armen Mutter, als sie am andern Morgen ihren Säugling suchte und nicht fand! Der Christophan aber sagte kein Wort, sah aber scheu und wild zu den Klagen der Frau aus. In der Nachbarschaft flüsterte man sich indeß in's Ohr: „Der böse Wehrwolf mag sein Kind wohl selbst verzehrt haben!“ und Alles mied das unheimliche Haus.

3.

Ein Jahr mochte etwa seit dieser Begebenheit ver-

strichen sein, als sich der Christophan plötzlich auf dem Felde, bei der Arbeit, darauf besann, daß es der letzte Tag im Monat, er folglich verpflichtet sei, sich auf der Stelle in einen Wehrwolf umzuwandeln. Er stand eben auf der Wiese und wendete mit Elsbeth, der Großmagd, das Heu um, und Beide griffen wacker zu, als das Glöcklein in der nahen Waldkapelle die Mittagsstunde verkündete. Keine Minute durfte Christophan jetzt säumen, wenn er nicht wieder seinen Pakt brechen wollte, und augenblicklich legte er auch den ihm zum Wehrwolf machenden Gürtel um, den er aus Vorsicht stets bei sich führte.

Fast zu Tode erschrak die arme Elsbeth, als sie statt ihres Herrn, das Ungethüm vor sich sah, und noch mehr, als dieses auf sie lossprang, um sie zu erwürgen. Glücklicherweise besann sich das entschlossene Mädchen darauf, daß man einen in einen Wehrwolf verwandelten Menschen augenblicklich dadurch entzaubern könne, daß man ihn bei seinem Taufnamen riefe, und das that sie daher zu dreien Malen mit lauter Stimme; beim Drittenmale aber stand ihr Brodherr wieder vor ihr. Groß war seine Wuth und gern hätte er die Elsbeth selbst jetzt noch ermordet; allein sie entfloh, erhaschte im Entfliehen die Sense und bedrohte ihn damit, wenn er Miene machte, ihr folgen zu wollen.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, erschien

der Böse noch zorniger als das Erstemal, und wieder konnte Christophan sein Leben nur dadurch erkaufen, daß er ihm, nachdem er alle andern Anerbietungen verworfen hatte, auch noch seinen ältesten Sohn, sein letztes und liebstes Kind, aufopferte.

Als die arme Mutter am folgenden Morgen auch das Bettchen des zweiten Kindes leer und von diesem keine Spur mehr fand, da schöpfte sie Verdacht gegen ihren Mann und glaubte an das, was die Nachbarn sagten, nämlich, daß der Christophan ein Wehrwolf und somit dem bösen Feinde ergeben sei, und in ihrer Verzweiflung verließ sie das Haus, flüchtete in ein Nonnenkloster und nahm den Schleier.

Der Christophan war jetzt ganz allein in seinem großen Hause, in das aus Furcht vor ihm kein Nachbar um noch so großen Preis getreten sein würde. Knechte und Mägde, die Elsbeth an der Spitze, waren entsetzt davon geflohen, so daß es ihm sogar an der nöthigen Aufwartung fehlte. Es duldete ihn nicht länger in dem öden, schaurigen Hause. Um Mitternacht ergriff er den Wanderstab und eilte von dannen, dem unfernen Hamburg zu, wo er mit Anbruch des Tages, nachdem er sich lange in den noch menschenleeren Gassen umhergetrieben, sich in eine Kneipe begab und sich Essen und Trinken bestellte, denn Geld fand er immer genug in seinen Taschen. Das Leben gefiel ihm so, und so blieb er bis

Ende des Monats, wo er wieder Wehrwolf werden mußte, in der Kneipe, entschlossen, dort auch während seiner Verwandlung zu bleiben: er brauchte sich ja nur den Tag über einzuschließen und konnte Nachts leicht in der volkreichen Stadt sein Opfer erhaschen. Seine Stunde hatte aber geschlagen. Elsbeth war am Abende vor der Verwandlung in die Kneipe gekommen, hatte ihren vorigen Herrn sofort erkannt und das Geheimniß ihrer neuen Herrschaft, den Wirthsleuten, mitgetheilt, die ihr zusagten, mit ihrer Hülfe dem Unwesen ein Ende machen zu wollen. Als sich Christophan daher eingeschlossen und die Verwandlung vorgenommen hatte, sprengte man die Thüre, drang zu ihm ein und fand, wie Elsbeth gesagt, statt des Gastes einen gräulichen Wehrwolf mit zottigen Fell, feurigen Augen, fletschenden Rachen und scharfen Krallen. Die Elsbeth aber wußte sehr wohl, was sie zu thun hatte, und nachdem sie ihn dreimal bei seinem Taufnamen gerufen, stand er wieder in seiner natürlichen Gestalt da. Leugnen konnte er, auf der That ertappt, nicht mehr, daher verurtheilte ihn das Gericht, wie der Chronist erzählt dazu: „daß er an den Schandpfahl geschlagen und als ein böser Zauberer daran zu Tode geschmöket (verbrannt) werden solle."
Also geschah es, und Jeder, selbst der Teufel, kam zu seinem Rechte.

Es dürfte aber wohl der Branntweinsteufel

gewesen sein, der den Christophan in das leibliche und ewige Verderben stürzte.

IV.

Die Sage vom Untergange des Theerhofes bei Hamburg.

1.

Der Theerhof ist ein Magazin, worin Pech, Theer, Schwefel, Vitriolöl und andre leicht feuerfangende und die Stadt mit Gefahr bedrohende Materialien aufgehoben werden. Vor dem großen Feuer von 1842 lag er nur wenige hundert Schritte von der Stadt entfernt auf dem sogenannten Stadt-Deiche; seitdem hat man ihn aus Vorsicht an einen minder gefährlichen Ort verlegt und sich dadurch den Dank der Deichbewohner erworben, die durch die unmittelbare Nähe dieses Magazins in beständiger Furcht erhalten wurden.

Auf dem Deiche, so erzählte man mir, wohnte vor vielen, vielen Jahren eine reiche Wittwe. Aber selbst so lange sie noch jung war, begehrte ihr Herz nie einen zweiten Mann, sondern all ihr Trachten war allein darauf gerichtet, Geld und Gut anzuhäufen nud ihr ohne-

hin schon großes Vermögen noch zu vermehren. Am Sonntage ging sie nicht, gleich ihren christlichen gesinnten Nachbarn, fein ehrbar zur Kirche, um eine gute Predigt zu hören und ihr Herz mit gottseligen Gedanken zu erfüllen, sondern sie spazierte, mit der grünen Brille auf der Nase, den Deich entlang und vor jedem Hause, das ihr Eigenthum war — denn sie hatte nach und nach viele schöne Grundstücke an sich gebracht — blieb sie stehen, beschaute es mit vergnügten Blicken, berechnete den Miethzins, den es ihr einbrachte und sagte: „Auch das ist noch mein! Der Herr sei gelobt!“ Ging sie aber an einen schönen, stattlichen Gebäude vorüber, das einen andern Besitzer hatte, dann wurde ihr häßliches Gesicht grün und gelb vor Neid und sie wünschte wohl gar dem Besitzer die Pestilenz und alles sonstige Unglück über den Hals: damit nur das Haus bald zum Kauf ausgeboten würde und sie es, versteht sich, um einen Spottpreis, an sich bringen könnte.

Dies war denn Jahr aus Jahr ein die Sonntagsfeier der Frau Barbara, und außer dieser hatte sie nur noch eine Freude: alle Welt, soviel als möglich, zu betrügen. Der mußte sehr klug sein, der in Handel und Wandel nicht von ihr über's Ohr gehauen wurde. Auf Betheuerungen und Eidschwüre kam es ihr dabei nicht an und wenn der Teufel ihre Seele hätte haben wollen, würde er sie um geringen Preis schon längst gehabt haben.

Mit Kindern war ihre Ehe nicht gesegnet worden, und das war ihr im Grunde lieb: hätte die Unterhaltung derselben ihr doch Geld gekostet; die schönen blanken Goldstücke aber, die sie durch Wucher, Geiz, Lug und Betrug zusammenscharrte, die kosteten ihr nichts, sondern brachten ihr durch wucherischen Zins sogar etwas ein, und so liebte sie sie mehr, als sie je ein Kind geliebt haben würde. Für wem sie jetzt sammelte und scharrte? das wußte sie freilich nicht zu sagen, es bekümmerte sie aber auch nicht; wohl aber hatte sie eine andre Sorge: die, daß sie ihren Gold- und Silberschatz nicht würde mit in's Grab nehmen können, und allein aus diesem Grunde konnte sie nur mit Entsetzen an ihr letztes Stündlein denken.

2.

Wie noch jetzt, wohnten schon damals, der Nähe der Elbe wegen, viele Schiffsbauer und Schiffszimmerleute auf den Deichen, die zum Schutze gegen die hohen Fluthen des oft gewaltigen Flusses von der Weisheit der Väter mit großen Kosten aufgeführt worden sind. Die Schiffbauer gebrauchten nun täglich Pech, Theer, Werg, Segelleinewand und andre zum Schiffbau erforderlichen Materialien, und aus diesem Grunde hatte die speculative Frau Barbara einen ersprießlichen Handel mit allen diesen Artikeln begonnen. Dieser Handel breitete sich nach und nach so aus, daß sie eins der größten Lager in allen zum Schiffbau erforderlichen Artikeln hielt

und selbst die Kaufleute oft, bei großen Bestellungen, ihre Zuflucht zu ihr nehmen mußten. Daß sie auch dabei soviel als nur irgend möglich, wenngleich durch Betrug, profitirte, wird man sich vorstellen können.

Auf diese Weise wurde Frau Barbara von Jahr zu Jahr reicher und ihre mit dicken Eisenbändern beschlagenen, mit mächtigen Schlössern wohlverwahrten Truhen strotzten von edlen Metallen, an denen zwar mancher Seufzer der Betrogenen haftete; aber wie hätte sie sich darum bekümmern sollen?

3.

Es war an einem Sonntag=Morgen, um die Zeit der Tag= und Nachtgleiche, als ein überaus sauber gekleideter, stattlicher, aber bereits etwas ältlicher Herr bei ihr anklopfte. Sie war aber auf ihrer Bodenkammer mit dem Zählen ihrer Goldstücke beschäftigt nnd Elsbeth, ihre alte, halbverhungerte Magd, hatte den strengsten Befehl, Niemanden zu einer solchen Zeit einzulassen, weil am Tage des Herrn Handel und Wandel ruhte, man folglich nur unfruchtbare Besuche erwarten durfte; allein der Fremde, mit dem Elsbeth durch das geöffnete Fenster sprach, ließ sich nicht abweisen, sondern befahl ihr, ihre Herrin zu benachrichtigen, daß er sie in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen wünsche. Als die Magd dies hörte, schlug sie das Fenster zu, nachdem sie den Frem=

den gebeten hatte, sich einige Augenblicke zu gedulden, und eilte zu ihrer Herrin auf den Hausboden, um sie vom Begehren des fremden Mannes zu benachrichtigen.

Kaum vernahm Frau Barbara, warum es sich handelte, als sie der Magd befahl, die Thür zu öffnen, sie selbst aber schlug ihre Truhen zu, hängte die schweren Schlösser davor, verschloß Alles sorgfältig und stieg die Treppe hinab, zu dem Gemache, worin der Fremde ihrer bereits harrte.

— „Seid mir willkommen, lieber Herr," sagte sie beim Eintritt mit einer Freundlichkeit, die sie ihrer Hauskatze gar wohl hätte ablernen können, wenn diese nicht vor Hunger so gar grämlich gewesen wäre. „Seid mir willkommen," wiederholte sie, „und beliebt Platz zu nehmen. Ich stehe Euch gänzlich zu Diensten. Sprecht," fuhr sie mit an ihr ungewöhnlicher Geschwätzigkeit fort, nachdem der Fremde ihrer Einladung gefolgt war und sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, „was verschafft mir denn an einem so ungewöhnlichen Tage die Ehre Eures Besuchs?"

— „Geschäfte, Frau Barbara!" versetzte der Fremde, der mit einer geschickten Bewegung der Hand einige kostbare Demantringe an seinen Fingern vor ihren gierig darauf schauenden Blicken blitzen ließ. „Ich würde, wären es nicht so dringende, nicht gewagt haben, eine so fromme Frau in ihrer Sonntagsandacht zu stören," fügte er hinzu.

— „O, die sind gut an jedem Tage zu machen,“ versetzte sie, und was mich anbetrifft, so bin ich längst über das Vorurtheil hinaus, den Sonntag durch Nichtsthun zu heiligen, wie man es verlangt, um für eine fromme Frau zu gelten.“

— „Das habe ich von Euch, nachdem was ich von Euch hörte, erwartet; aber zur Sache, wenns Euch beliebt.“

— „Ja, zur Sache, lieber Herr!“ antwortete sie ihm vergnügt.

— „Ich besitze einiges Vermögen,“ nahm der Fremde mit einer gewissen Selbstgefälligkeit das Wort, bin Speculant und habe so den Bau einiger großen Seeschiffe für die englische Flotte übernommen.

Dazu bedarf ich vieler Artikel, die Ihr, wie man mir sagte, im Großen führt; als Pech, Theer, Werg, Thau u. s. w. Da man mir nun nicht nur Eure großen Vorräthe, sondern zugleich auch Eure außerordentliche Rechtlichkeit und Reellität im Handel und Wandel gerühmt hat.“ . . . . .

— „Da hat man mir nur Gerechtigkeit wiederfahren lassen,“ unterbrach Frau Barbara den Redenden. „Mein Wahlspruch ist von jeher gewesen: Reellität und Treue bringen uns weiter, als Lug und Betrug, und demgemäß habe ich meine Geschäfte wie eine christliche Frau betrieben, was Gott denn auch einigermaßen gesegnet hat, da mir noch nie ein Stückchen Brot fehlte.“

— „So seid Ihr ganz Die, die ich suche! Wie viele Tonnen Theer, und von welcher Qualität, würdet ihr mir wohl gleich liefern können? Ueber die andern Artikel reden wir später.“

— „So viel Ihr wollt, lieber Herr! So viel Ihr wollt! Und was die Qualität anbetrifft, so kommt nur auf den Hof hinaus; Ihr findet keinen bessern Theer als den meinigen; die Probe wirds zeigen, und nach der liefere ich die Waare.

Der Fremde folgte ihr, fand die Probe gut und schloß über 500 gleich zu liefernde Tonnen mit Frau Barbara ab. Als das Geschäft beendigt war, sagte der Käufer, einen großen Beutel mit Goldstücken aus der Tasche ziehend und ihn vor Frau Barbara hinstellend:

— „Hier ist der Kaufpreis. Ich muß gleich wieder nach England hinüber und stehe so nicht an, Euch, der grundehrlichen Frau, das Geld im Voraus auszuzahlen. Zählt nur nach und ihr werdet Alles in Richtigkeit finden.“

Frau Barbara zählte die völlig neuen, unbeschnittenen Doublonen, es lief aber dabei wohl einmal unter, daß sie zwei der Goldstücke für eins zählte; der Fremde gab aber nicht Acht darauf, und da sich trotz dieses Verzählens zu ihrem Vortheile die Rechnung richtig fand, strich sie seelenvergnügt das blanke Gold wieder in den Beutel und verschloß diesen in ihrem Schrein. Der

Käufer sagte ihr noch, daß er am Tage der Ablieferung seine Leute mit Ewern (großen Fahrzeugen) schicken werde, und empfahl sich dann.

4.

„Der dumme Kerl!“ sagte Barbara für sich, als jener den Rücken gewandt hatte. „Na, wart' nur, dich will ich anführen!“

Von dem Augenblick an zeigte sie eine selbst an ihr ungewohnte Geschäftigkeit. Der schlechteste Theer wurde, obgleich sie selbst guten hatte, um einen Spottpreis angekauft und die 500 Fässer selbst damit nur halb angefüllt; kurz, sie machte es so, daß der Käufer die Waare nur hätte in's Wasser schütten können, während sie nicht nur hundert, sondern wohl zwei bis dreihundert Procent dabei gewann.

Der Tag der Ablieferung war jetzt da und mit ihm erschienen die Leute des Käufers, um die Waare in Empfang zu nehmen; sie nahmen sie auch ohne Weiteres an, obgleich die Leichtigkeit der Tonnen ihnen sagen mußte, daß sie kaum halb voll wären. Als die letzte Tonne an Bord war, da fiel — denn so lange hatte sie sich immer noch gefürchtet, der Frau Barbara ordentlich ein Stein vom Herzen.

Es war über das Aufladen der vielen Tonnen sehr spät geworden und man hatte den Mondschein selbst zu Hülfe nehmen müssen, um die Arbeit noch beschaffen zu können.

Die Sache hatte Frau Barbara so aufgeregt, daß sie um die gewohnte Stunde noch nicht einschlafen konnte. Einige sehr harte Schläge, die gegen ihre Hausthür geführt wurden, weckten sie aus ihren Wonneträumen über den gemachten betrügerischen Gewinnst auf.

— „Mach auf! Mach auf!“ rief zugleich draußen eine Stimme, die machte, daß ihr das Mark in den Beinen gefror. „Mach auf, oder“ .....

Barbara zögerte noch; sie wollte ihre bereits zu Bett gegangene Magd wecken, hatte aber keine Kraft dazu, das Wort erstarb ihr in der Kehle.

Da klirrten die Fensterscheiben und zu ihr herein trat die Gestalt des Fremden.

— „Betrügerin!“ donnerte er sie an, „was hast Du mir geliefert?“

— „Nun, versetzte sie, ihre ganze Frechheit zusammennehmend, „was hätte ich Euch geliefert, als den bedungenen Theer! Ihr verlangtet für Euer Lumpengeld doch nicht etwa 500 Tonnen mit Rosenöl?

— „Ihr seid noch frech obendrein?“ schnob der Fremde. „Hielt die Waare die Probe? waren die Tonnen voll?“

— „Sie hielt die Probe und die Tonnen waren ganz voll!“ betheuerte sie frech. „Wenn es sich anders fand, so muß der Teufel sein Spiel damit gehabt haben, der mir, der frommen, redlichen Frau, überhaupt feind ist.“

— „Hoho!“ hohnlachte der Fremde, der sich ihren erschrockenen Blicken plötzlich in seiner wahrhaften Gestalt, mit Pferdefuß und Hörnern zeigte; „Hoho! Er liebt Dich vielmehr so, daß er Dich gleich ganz für sich in Beschlag nehmen will.“

— „Gnade! Gnade flehte die Elende, dem Höllenfürsten zu Füßen sinkend. Er aber berührte sie mit einer Ruthe, die er unter seinem scharlach rothen Mantel verborgen gehalten hatte, und sagte: „So, für die Welt bist Du jetzt todt und gehörst nur noch mir. Da Du aber die Erde noch so lieb hast, sollst Du, zum Schrekken für Andere, umherwandeln, und zwar hier auf dem Deiche, dem Schauplatze Deiner Thaten:

„Wache, wache jede Nacht,
„Wenn was Böses wird vollbracht!
„Bei dem Theerhof wandle rund,
„Um die stille Geisterstund';
„Sollte Einer Dein Verbrechen
„Je begehn, Du sollst es rächen!

Er drang ihr bei diesen Worten die Ruthe auf und Beide versanken. Am nächsten Morgen fand die Magd, die von dem Vorgefallenen nichts gehört, obgleich sie nur einen leisen Schlaf hatte, die gräßlich entstellte Leiche ihrer Frau im Bette, und weil Barbara gar keine menschliche Gestalt mehr hatte, wollte man sie nicht auf dem geweihten Friedhofe begraben, sondern verscharrte sie auf dem Elbwerder.

Seitdem wandelt die Unselige Mitternachts auf dem Deiche als ein furchtbares Gespenst umher und die daselbst postirten Schildwachen wollen sie manchmal, die Ruthe in der Hand, erblickt und folgenden Reim von ihr gehört haben:

„Brenne, Theerhof, brenne zu,
„Dein Brand erst bringt mir Armen Ruh!"

Diese Worte sollen darauf Bezug haben, daß, sollte ein Kaufmann je so betrügerisch wie Frau Barbara handeln, sie von ihren Umwandeln erlöst sein würde, er aber ihre Stelle einnehmen müsse. In diesem Falle schlägt sie mit ihrer Ruthe zu dreien Malen an den Theerhof, dieser geräth in Brand, mit ihm zugleich der ganze Deich und endlich auch die Stadt, die ihren völligen Untergang dadurch finden soll.

Ob der Brand von 1842 mit dieser wahrhaften Begebenheit znsammenhängt, weiß man nicht; doch scheinen die himmlischen Heerschaaren die genaue Erfüllung dieses prophetischen Spruches diesmal noch abgewendet zu haben. Zur größern Vorsicht hat man aber das Theermagazin seitdem vom Deiche nach einer der Elbinseln verlegt, und hat gut daran gethan, da leider nicht dafür einzustehen ist, daß nicht einmal irgend ein reicher Wucherer in die Fußtapfen der Frau Barbara trete.

V.

Die Kuh mit fünf Hörnern.

Hamburgische Sage.

1.

Wenn man aus Hamburg zum Deichthore hinausgeht, gelangt man über den sogenannten Stadt-Teich auf den Billwärder Neuendeich. Von diesem genießt der Naturfreund einer gar herrlichen Aussicht. Links in der Tiefe liegen saftige Wiesen mit Aehren- und Gemüsefeldern untermischt; anmuthige Dörfer, mit ihren spitzigen Kirchthürmen; Brücken, unter denen die reizende Bille, ein gar munteres Flüßchen, hinfließt, und in weiterer Ferne der einzige noch übrige Urwald dieser Gegend, der Sachsenwald, mit seinen tausendjährigen Eichen, hochstämmigen Buchen und romantischen Partien. Rechts dagegen erblickt man die majestätische Elbe, die voller Leben durch die sie befahrenden zahllosen Schiffe und Kähne, und am jenseitigen Ufer durch die Hügel des hannöverschen Landes begrenzt ist.

Fast in der Mitte des Billwärder-Neuendeichs, da, wo lange Zeit hindurch eine stattliche Windmühle stand, lag vor vielen langen Jahren, hart an der Elbe, ein Wirthshaus, das einen goldenen Anker im Schilde führte,

von den es fleißig besuchenden Schiffern, Zimmerleuten und Matrosen aber nur die Schifferschenke genannt wurde.

Der Wirth dieser Schenke, früher selbst ein rüstiger Seemann, war nicht nur eine durch und durch fröhliche Haut, sondern auch als ein durchaus braver Mann bekannt, was machte, daß es seinem Hause nie an Gästen fehlte. Nach seinem Beispiele regten sich Knechte und Mägde wacker und kein hungriger oder durstiger Gast brauchte lange auf die bestellte Labung zu warten; auch waren Essen und Trinken stets gleich gut.

Hübsch war es anzusehen, wenn an hohen Sommertagen, wo die liebe Gottessonne es sich recht sauer mit Scheinen werden läßt, die muntern Schiffer und rüstigen Matrosen mit offener Brust in ihren betheerten Jacken bei schäumenden Biere unter der breiten Linde vor dem Hause saßen und sich, mit auf die Hand gestütztem Haupte die erlebten Abendtheuer und Fahrten erzählten, wobei sie bald ernsthaft aussehen, bald ausgelassen fröhlich wurden, je nachdem es der angeregte Gegenstand mit sich brachte. Oft, wenn der Gäste nicht allzuviele da waren, so daß die Knechte und Mägde die Aufwartung allein beschaffen konnten, saß der fröhliche Wirth, Peter mit Namen, mitten unter seinen Gästen, und was er zur Erheiterung derselben vorbrachte, gefiel allen so sehr, daß man sich gern verleiten ließ, noch einen Krug Bier

mehr zu trinken und über die sich selbst bestimmte Zeit hinaus zu bleiben. War daher Meister Peter einmal in Geschäften zur Stadt oder sonst ausgegangen, so waren die Gäste nicht halb so vergnügt und das Fragen nach dem muntern Wirthe und nach der Zeit seiner Rückkehr nahm kein Ende, so daß die Wirthin, Frau Gesa, oft verdrießlich wurde und mürrisch antwortete: „Was man denn immer nach dem Peter zu fragen habe, da sie in seiner Abwesenheit eben so gut für die Bewirthung der Gäste sorge, wie ihr Mann es thue?"

— „Ja freilich" entgegnete ihr einst auf solchen im Unmuth gegebenen Bescheid der muntere Matrose Jakk, „ja freilich, Frau Gesa, schenkt Ihr uns eben so gutes Bier und abgelagerten Meth in die Krüge; aber Eures Mannes heitres Gesicht, das eben den Trunk so wohlschmeckend macht, das fehlt uns, und deshalb fragen wir nach ihm. Ihr Frau Gesa — nehmt's mir nicht übel — Ihr seht immer so finster d'rein, wie die schwere Zeit und habt so viele Falten vor der Stirn, wie der aus Holz geschnitzte alte bärtige Gott Neptunus an unserm Ostindienfahrer, und der ist vergoldet, was Ihr nicht einmal seid. Das sieht man nun nicht gern, und so müßt Ihr es uns nicht übel nehmen, daß wir lieber in Eures Mannes glattes, freundliches Gesicht, als in Euer grämliches sehen."

— „Ihr seid ein Grobian, Jack!" versetzte die

Wirthin, vor Zorn über und über roth werdend und dem Matrosen einen giftigen Blick zuwerfend. „Ich kenne Euch und Eure Neigungen gar wohl, Meister Jack,„ fuhr sie fort: mit dem Ernste und der Ehrbarkeit mögt Ihr nichts zu schaffen haben und die loseste Saufdirne ist Euch immer die liebste.“ Damit ging sie.

— „Mir ergeht's ganz so wie Euch Jack,“ nahm ein alter Matrose, Willm, das Wort: auch mir ist dieses mürrische Weib in der Seele zu wider und schon der Anblick der Gesa könnte mich seekrank machen. Weiß der Himmel, wie der brave Peter, der die Offenherzigkeit und Fröhlichkeit selbst ist, zu dem schleichenden, schielenden Weibe gekommen sein mag!“

— „Die Leute behaupten,“ antwortete Jack „er habe sie um ihr Hab' und Gut genommen, und um das so fleißig besuchte Wirthhaus, das ihr Eigenthum geworden war, nachdem beide Eltern und ein Brüderchen, das sie hatte, ihr gestorben. Sie sollen sich schon als Kinder gekannt haben,“ fügte er nach einer Pause hinzu. „Der Peter, wie er mir selbst erzählte, hat seine Eltern nie gekannt und war ein Findling, den arme aber brave Fischersleute auf der gegenüberliegenden Elbinsel, der Feddel, aus Barmherzigkeit groß zogen. Da wurd' er denn, bevor er als Matrose zur See ging, von seinen Pflegeeltern oft mit Fischen nach dem Deich geschickt und setzte deren viele hier im Wirthshaus ab. Er soll —

und man sieht's noch — ein gar schöner, rüstiger Bursch gewesen sein und allen Dirnen gefallen haben." ......

„Ich kann Euch mehr davon erzählen," fiel dem Jack ein alter Elbschiffer in die Rede. „Ich diente gerade zu der Zeit hier in der Schenke, und kann Euch die Versicherung geben, daß der Peter der schmuck'ste Bursch von der Welt und die Wirthstochter der Ankerschenke wie sie damals hieß, so verliebt in ihn war, daß ich das Unglück nicht hätte absehen mögen, wenn sie ihn nicht zum Manne gekrigt hätte.!"

— „Aber er hätt' 'ne andre, 'ne hübschere und freundlichere Frau krigen können," wandte Jack ein. „Um alles Gut der Welt würd' ich den Topf mit Mäusen nicht geheirathet haben!"

— „Dasselbe dachte wohl der Peter," nahm Adam, der alte Elbschiffer wieder das Wort; „denn weit davon entfernt, der Gesa Hoffnungen zu machen, hatt' er sie, nach seiner lustigen Weise, nur zum Besten und als sie endlich, Zucht und Ehrbarkeit gänzlich in die Schanze schlagend, so weit ging, ihm grad' heraus zu sagen, daß sie sich zu Tode grämen würde, wenn sie ihn nicht zum Manne bekäme, antwortete ihr lachend: Wie könnte wohl aus uns ein Paar werden, Gesa, da wir Beide arm sind und ich Euch nicht zu ernähren vermöchte? Bin ich doch selbst ein Findelkind, das von der Gnade, armer Leute, groß gezogen ist, und was Euch betrifft,

so werdet Ihr auch nie 'was in die Milch zu brocken haben, da, wie man sagt, das Wirthshaus hier stark verschuldet ist. Ueberdies leben Euch die beiden, zur Zeit noch rüstigen Eltern, und das Brüderchen würde nach ihrem Tode die Schenke erben, Ihr aber leer ausgehen. Schlagt Euch daher zur Zeit noch das Heirathen aus dem Sinne; was mich aber anbetrifft" fügte er lachend, und gewiß nur im Scherze, hinzu, „so will ich von meinem einzigen Erbgute, meinem glatten Gesicht, den Vortheil zu ziehen suchen, daß ich nie 'ne reiche Frau damit erkaufe."

— „Und wenn ich nun reich, sehr reich würde?" fragte die Gesta hastig.

— „Dann ließe sich die Sache schon eher hören." versetzte der Peter, nur um der Zudringlichen los zu werden.

„Versprecht mir, Peter," fuhr die Gesa dann fort, „versprecht mir fast, in fünf Jahren noch nicht an's Heirathen zu denken und auf jeden Fall erst bei mir vor zu fragen, ehe Ihr Euch überhaupt dazu entschließt."

— „Wenn Euch das glücklich machen kann, so verspreche ich's Euch," antwortete er ihr und ging. Seit dieser Unterhaltung, die ihm unangenehm gewesen sein mochte, ließ sich der Peter gar nicht mehr in der Ankerschenke sehen, sondern suchte Gelegenheit, zu Schiffe fort zu kommen. Er trieb sich über fünf Jahre als Matrose auf allen Meeren umher und war mehre Male

nahe daran, Salzwasser trinken und den Haifischen zur Nahrung dienen zu müssen, wie ich aus seinen eigenen Erzählungen weiß."

— „Und die Gesa, was fing die während dieser Zeit an?" fragte Jack, indem er den bis auf den Boden geleerten Krug wieder auf den Tisch stellte.

— „Zu Anfang, als sie hörte, daß der Peter zur See gegangen sei," fuhr der alte Elbschiffer fort, „glaubten wir Alle, die wir im Hause waren, daß die Dirne den Verstand verlieren würde. Sie saß mit aufgelöstem Haare, die häßlichen, schielenden Augen starr auf den Erdboden gerichtet da, gab weder Red' noch Antwort und verschmähte Speise und Trank, so daß es den Eltern selbst vor ihr grauen wurde und sie sich schon der Furcht hingeben, sie in's Spittel, zu den Wahnsinnigen, thun zu müssen. Dann wurd's plötzlich ganz anders mit ihr: sie band sich das Haar auf, putzte sich wie nie zuvor, aß und trank und schien fröhlicher Dinge zu sein. Ja, dieser Zustand von Fröhlichkeit dauerte selbst dann noch fort, als sie in wenigen Tagen beide Eltern, die etwas Giftiges genossen haben sollten, und nicht lange darnach auch ihr einziges Brüderchen verlor, welches letztere durch einen unglücklichen Zufall umkam." . . . .

— „Das war ja aber seltsam!" unterbrach einer der Anwesenden den Erzähler. „Durch welchen Zufall kam denn auch noch das Brüderchen der Gesa um?"

— „Der kleine Gotthold, ein muntres, verwegenes Bübchen, fand aller Wahrscheinlichkeit nach den Tod in der Elbe, versetzte Adam. „An einem sehr stürmischen Tage fand man das Käppchen des Kleinen am Ufer, ein daselbst befestigter Kahn war losgebunden und wurde später ohne Ruder treibend, weit unten in der großen Elbe gefunden; vom Gottholdchen aber hörte und sah man nichts weiter. Vermuthlich bestieg er, der, wie gesagt, ein verwegener Bursche war, den Kahn, die Fluth erfaßte diesen, der Sturm warf ihn um und er ertrank jämmerlich, der arme Kleine."

— „Da hatte die Gesa ja das Reich allein," nahm Willm, einen verstohlenen Blick auf das Haus werfend, das Wort.

— „Das hatte sie," versetzte der Erzähler, „und das war mir eben nicht recht, da es schwer mit der neuen Herrin umzukommen war, die jeden Augenblick die Laune wechselte und von der man nie wußte, wie man mit ihr d'ran war. Ich kündigte ihr daher den Dienst auf und ging auf ein Schiff, woran ich um so besser that, da kurze Zeit darauf die Ankerschenke gleichsam in Verruf kam."

— „Wie denn das?" fragten mehre Stimmen zugleich.

— „Man redet nicht gern davon," war die Antwort des vorsichtigen Alten. „Nur soviel will ich Euch

sagen, daß, als der Peter nach fünf Jahren in die Heimath zurückkehrte, die Gesa so in der Wolle saß, daß er ein Narr gewesen sein würde, wenn er ihren Anträgen noch länger widerstanden hätte. Er heirathete sie also und würde, trotz der Häßlichkeit und des mürrischen Wesens der Gesa, sich doch wohl glücklich fühlen, wenn er nur beerbt wäre. Wozu aber nützt dem Kinderlosen seine Wohlhabenheit? Auch hörte ich ihn oft sagen: „Wenn doch nur das Gottholdchen noch am Leben wäre, dann wüßte man doch, wem sein Hab' nnd Gut hinterlassen; nun aber fällt's einmal an fremde, lachende Erben, die einen nicht einmal Dank dafür wissen werden, daß man das Seinige für sie zusammengehalten."

2.

Wenige Tage nachdem diese Reden in der Schifferschenke geführt worden waren, trat ein junger Bursche, vornan in den Zwanzigern zu Meister Peter ein, der eben damit beschäftigt war, die glasirten, mit Zinndeckeln versehenen Henckelkrüge am Bord aufzuhangen. Das Gesicht der Eintretenden war bleich und abgezehrt, hatte aber trotz dem einen gewinnenden Ausdruck; seine Kleidung war zerlumpt und den wundgegangenen Füßen fehlten die Schuhe. Mit leiser Stimme forderte er ein Stück trockenes Brot.

„Nehmt Platz, Ihr scheint müde zu sein," sagte

der freundliche Wirth, auf die Bank am langen Eichentische weisend, „nehmt Platz, Ihr sollt gleich bedient sein.“

— „Mein Gott, wie ist mir denn?“ versetzte der Jüngling, der einen Blick durch das Fenster auf die dahinter liegende Elbe gethan: „diese Gegend sollt' ich kennen, und bin doch, so viel ich weiß, noch niemals hier gewesen!“ Er trat mit diesen Worten an das vordere Fenster und schaute nachdenklich hinaus. „Das da unten auch die Saatfelder und Wiesen,“ fuhr er fort, „drüben den spitzigen Thurm, die grün angestrichene Brücke mit dem hellblauen Wasserstreif darunter, das Alles muß ich schon einmal gesehen haben, und doch möchte ich schwören, noch niemals meinen Fuß in diese Gegend gesetzt zu haben!“ ..... Er stockte und versank in trübes Nachdenken.

— „Es ergeht Einem oft in der Fremde so,„ nahm Peter das Wort, „und mir selbst ist's in fremden Welttheilen, wohin ich nie zuvor gekommen, oft ganz heimisch gewesen, so daß mir vor Schmerz und Sehnsucht die hellen Thränen aus den Augen flossen. Vielleicht hat diese Gegend gar einige Aehnlichkeit mit Eurer Heimath?“

— „Ach!“ seufzte der Wanderer, und eine große Thräne rollte ihm über die eingefallene Wange, „ach! ich habe keine Heimath, oder vielmehr, ich kenne die meinige nicht.“

— „So seid Ihr wohl ein Findling, armer junger Mann?" fragte Peter, des eigenen Schicksals gedenkend, mit mitleidigem Tone. Dabei setzte er ihm einen Krug Bier hin, obgleich der Wanderer keinen bestellt hatte.

— „Ich würde Euch für einen Trunk reinen Wassers sehr dankbar sein," sagte der Fremdling; aber das Bier nehmt zurück, lieber Wirth, denn ich kann's nicht bezahlen!"

— „Laßt Euch den Trunk trotz dem gut schmecken," versetzte Peter, fast gerührt durch die Ehrlichkeit des Burschen, „und auch Euren Pfennig für das Brot, den Ihr schon auf den Tisch gelegt habt, steckt nur wieder ein: ich will ihn nicht! Aber Ihr seid mir noch die Antwort auf meine Frage schuldig geblieben."

— „Ja so! Ob ich ein Findling sei? fragtet Ihr. Davon weiß ich nichts, lieber Meister. Seit ich denken kann, trieb ich mich erst unter den Zigeunern umher, dann, als ich ihnen entlaufen war, fiel ich den holländischen Seelenverkäufern in die Hände, die mich auf ihre Inseln bei Asien führten, wo ich so siech und elend geworden bin, wie Ihr mich jetzt seht; denn dort sind Klima und Lebensweise gleich ungesund. Ich rettete mich, indem ich, als ein dänisches Schiff vor Anker lag, mich in die See stürzte und an dasselbe schwamm, und man war barmherzig genug mich aufzunehmen und nach Europa herüber zu bringen. Da bin ich nun, ein siecher Bettler;

der lange Aufenthalt in dem tödtlichen Klima hat mich so elend und kraftlos gemacht, daß ich, so gern ich's wollte, mein Brot durch schwere Arbeit nicht mehr verdienen kann."

— „Armer Junge!" sagte Peter mitleidsvoll; „Euch muß geholfen werden. Bleibt vor der Hand bei mir, thut so viel, als Eure Kräfte erlauben und laßt Gott und mich ferner für Euch sorgen. Gute Pflege und Behandlung und kräftigere Nahrung sollen, so denk' ich, Euch die verlorenen Kräfte schon wiedergeben: seid Ihr doch noch jung! Was sagt Ihr zu meinem Vorschlage?"

— „Was ich dazu sage?" rief der Jüngling, indem er auf seine Kniee niederstürzte und seine beiden Hände dankend zum Himmel emporstreckte; „was ich dazu sage? wiederholte er, und der Strom von Thränen, welcher über seine bleichen Wangen schoß, verhinderte ihn daran, weiter zu reden. „Daß Gott Euch das in's Herz gegeben hat, edler Mann," fuhr er nach einer Weile wieder fort; „denn wißt, es war meine Absicht, den Tod in der Elbe zu suchen, um meinem Elende ein Ende zu machen; Gott hat aber nicht gewollt, daß ich die Sünde auf mich lüde, deshalb ließ er mich hieher kommen und gab es Euch in's Herz, mein Retter werden zu wollen. Wie soll ich ihm, dem gnädigen Vater im Himmel. wie sollt ich Euch aber wohl danken?"

— „Dankt nur unserm himmlischen Vater, nicht

mir," versetzte Peter gerührt, indem er ihm aufhob, „daß er Euch vor der Sünde bewahrte, denn die wäre es gewesen, Eurem Leben selbst freventlich ein Ende zu machen. Ihr hättet bedenken sollen, daß Gott wohl seine Geschöpfe durch Leiden und Drangsale prüft, aber troß dem immer ihr Vater und Beschützer bleibt, wenn sie sich nur seiner Gnade durch Missethaten nicht unwürdig machen."

— „Ach!" versetzte der Unglückliche mit einem tiefen Seufzer, „wer von frühester Kindheit so viel gelitten hat, wie ich, dem wird's schwer, einen so fröhlichen Glauben festzuhalten. Nun ich aber Euch gefunden, will ich hoffen, daß meine Prüfungen ein Ende gefunden haben, und Gott wieder lieben und vertrauen."

— „Thut das! thut das!" sagte Peter, der kaum seine Rührung zu bemannen vermochte, „und nun erlabt Euch gehörig an Speise und Trank, damit Ihr wieder zu Kräften kommt."

In dem Augenblick, wo Peter diese Worte sprach, öffnete sich die Stubenthür und Gesa trat in's Gemach. Nach ihrer gewohnten scheuen und unheimlichen Weise, gab sie nicht Acht auf den Gast, sondern sah vor sich nieder, indem sie emsig und schweigend einen Schrein öffnete, um etwas heraus zu nehmen. Als sie sich aber eben so wieder entfernen wollte, vertrat Peter ihr den Weg und eine ihrer Hände ergreifend, sagte er mit liebreichem Tone:

— „Schau her, liebe Gesa, wir haben eben einen Sohn gefunden, einen Sohn, wie wir ihn uns so lange wünschten, ohne daß Gott uns bisher der Gnade würdigte, ihn uns zu schenken.“

Diese Worte bewogen Gesa, die Augen aufzuschlagen und ihre Blicke auf den Fremden zu richten der in bittender Stellung neben ihrem Gatten stand und mit einiger Aengstlichkeit die Entscheidung seines Schicksals aus ihrem Munde zu erwarten schien. Wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel traf aber der Anblick des krankhaften, in Lumpen gehüllten Fremdlings das Herz der Unseligen. Mit weit aufgerissenen Augen, bleich wie der Kalk an der Wand und mit sich auf ihrem Haupte fast sichtbar emporsträubendem Haar, starr und unbeweglich, wie eine Bildsäule, stand sie da und starrte den Jüngling an. Sie schien reden zu wollen, erst nach längerer Zeit stieß sie, wie in einem schweren Traume der Schlafende zu reden pflegt, die Worte hervor:

— „Der?! . . . . . Der?! . . . . . Das ist Gottes Strafgericht! . . . . . Der da ist ja Gotthold, mein armer Bruder, den ich, damit er mein Erbtheil nicht schmählern, an die Zigeuner verkauft!“

— „Weib!“ rief jetzt Peter, von Grausen und Entsetzen erfaßt, „Weib, weißt Du, was Dein Mund redet und wie er zum Ankläger gegen Dich wird? Dieser arme wäre Dein Bruder? und Du . . . ? O, ich wage nicht,

das Wort auszusprechen! . . . . Woher aber weißt Du, daß dieser da Dein Bruder Gotthold ist? Wie, Du, Du Elende, hättest ihn, Dein Fleisch und Blut, den Zigeunern, den Heiden verkauft?"

— „Und wenn ich's that," versetzte Gesa, deren Sinne bereits anfingen, sich zu verwirren, mit einem gräßlichen Lächeln, „wenn ich's that, und noch mehr that, um wen that ich's denn, als um Dich, den ich einmal zum Manne haben mußte und der mich nur dann freien wollte, wenn ich reich wäre?"

— „Wie aber erkanntest Du in diesem Fremdlinge Deinen armen Bruder?" fragte Peter.

— „Sah er mich doch ganz mit denselben Blikken an, womit mich die Mutter ansah, nachdem ich ihr und dem Vater die giftige Grütze gereicht hatte," versetzte sie, die jetzt völlig verwirrt war; „auch sieht er der Mutter gar so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Und dann das rothe Muttermaal in seiner linken Schläfe; das habe ich ja so oft betrachtet, daß ich's gleich wieder erkennen mußte!"

Peter stand starr vor Schrecken bei dieser neuen Selbstanklage seines Weibes da; dann rief er mit vor Abscheu bebender Stimme:

— „Wie, auch Deine Eltern hast Du umgebracht?"

— „Man spricht nicht gern von solchen Dingen," versetzte sie, und mit einer an ihr ungewohnten Geschwätzig-

keit fuhr sie fort: „die Grütze, in die ich das gestoßene Glas gethan, wollte den beiden Alten gar nicht munden und sie meinten, die Milch, worin ich sie gekocht, sei nicht rein gewesen; ich aber widersprach unb schwur ihnen, damit sie das Gericht nur verzehrten, daß die Milch von unsrer besten Kuh und ganz gut und ganz rein sei, und daß ich selbst 'ne Kuh werden und als ein Gespenst mit fünf Hörnern nach meinem Tode hier umgehen wolle, wenn dies nicht die Wahrheit wäre . . . . . . und da trauten sie mir und aßen die Grütze bis aufs Letzte auf," fügte sie mit sinkenden, seltsam veränderten Stimme hinzu, „und am folgenden Morgen waren sie Beide todt!"

Sie näherte sich mit diesen Worten ihrem Manne und schien ihn mit ihren Armen umfassen zu wollen; er aber stieß sie mit Abscheu von sich: ihm war, als vergiftete ihn ihr Athem schon.

— „Du," sagte sie vor Zorn kreischend, „Du willst mich zurückstoßen, willst nichts mehr von mir wissen, Du, um den ich die Eltern getödtet, den Bruder an die Zigeuner verkauft, um den ich noch mehr gethan habe?"

„Halt ein!" rief Peter, der fast außer sich vor Grausen und Abscheu war; „halt ein, Weib, und versuche nicht, mich in den Sündenpfuhl mit hinabzuziehen, in den Du Dich, zu Deinem zeitlichen und ewigen Verderben gestürzt hast! Wenn ich in jugendlicher Unbesonnenheit jene Worte sprach, auf die Du Dich jetzt berufst,

so geschah es, weil ich mich auf keine andre Weise vor Deiner Zudringlichkeit zu retten wußte, und wie wenig Ernst es mir damit war, zeigte ich Dir dadurch, daß ich von Stund' an Deine Schwelle nicht wieder betrat."

— „Nun aber," sagte die Wahnsinnige, ihm verliebte Blicke zuwerfend, „nur mußt Du mein sein, Peter, mein für Zeit und Ewigkeit! Habe ich Dich mir doch theuer genug erkauft! Denn," fügte sie mit geheimnißvollem Tone und sich dicht an sein Ohr neigend, hinzu, denn das war auch kein leichtes Stück, den reichen jüdischen Handelsmann im Schlafe zu ermorden und ihn dann zum Fenster hinaus, in die Elbe zu stürzen. Das Wasser ging damals hoch," fuhr sie, wie in Erinnerungen verloren, fort; „es war grade Sturm und dabei Springfluth, und als ich die Leiche des Alten in's Wasser stürzte, plätscherte es tüchtig und ich wurde ganz naß gesprützt. Wenn seitdem Sturm und Springfluth war, fürchtete ich mich immer und glaubte, das Wasser könne einmal so hoch steigen, daß es die Leiche des Juden mir durch's Fenster in die Stube spühlte. Es war aber Thorheit, rechte Thorheit von mir, mich so zu fürchten, denn wie lange hatten die Fische wohl den Juden verzehrt. Ich aber" fügte sie fröhlich hinzu, „ich hatte seine Kleinodien und das Geld, das er auf dem Jahrmarkt gelöst, und war reich, sehr reich! Nach dem Juden krähte kein Hahn, weil ich im Hause gesagt hatte, er sei noch vor Tages=

anbruch weiter gepilgert, und als der schmucke Peter von der Feddel von seinen Seefahrten wieder heimkehrte, da konnte ich ihn mir zum Manne kaufen und wir lebten glücklich mit einander!“

Ihre Augen funkelten furchtbar; ihre bleichen Wangen hatten sich stark geröthet und sie machte wiederholte Versuche, ihren Mann in ihre Arme zu schließen. Er aber, den Entsetzen und Abscheu stumm gemacht hatten, stieß sie zurück, so daß sie zu Boden fiel, und sich an den wiedergefundenen Gotthold wendend, sprach er:

— „Kommt, Bruder, denn ich glaube, daß Ihr es seid, tretet Euer Erbe an, das Euch von mir auf keine Weise geschmälert werden soll; denn davon sei Gott, daß ich nur noch eine Stunde länger in diesem Sündenhause und bei diesem mit Verbrechen überladenen Weibe bliebe! Ich gehe wieder in die weite Welt und suche mir im fernen Welttheile mein stilles Grab.“

Und dabei blieb es, obgleich Gotthold ihn dringend bat, bei ihm zu bleiben und ihm Vater und Stütze zu sein. Kaum aber hatte Gesa den Beschluß ihres Mannes vernommen, so stürzte sie hinaus, ergriff ein großes, sehr scharfes Brotmesser und durchschnitt sich damit die Kehle so, daß sie augenblicklich den Geist aufgab.

Der brave Peter führte seinen Entschluß aus und man hörte nichts weiter von ihm. Gotthold, für dessen Anerkennung er vor seiner Abreise gesorgt hatte, führte

die Wirthschaft noch eine Weile fort, starb aber in Folge der erlittenen Mühseligkeiten und Entbehrungen früh, so daß die Schifferschenke bald in andre Hände kam.

Es ruhte aber kein Segen darauf und die Gäste kehrten immer spärlicher im goldenen Anker ein. Abends, besonders gegen Mitternacht, würde es aber der beherzteste Deichbewohner nicht gewagt haben, über den Hof zu gehen, wo die Ställe lagen, denn Viele schworen darauf, daß sie die Kuh mit fünf Hörnern und mit feurigen Augen, fürchterlich brüllend, gesehen und gehört hätten, und als später das Haus niedergerissen und auf der Stelle eine stattliche Mühle erbaut worden war, wollen Mühlknappen gleichfalls um Mitternacht die gespenstige Kuh umwandeln gesehen haben. Wie man sagt, wird sie so lange wandeln müssen, bis ein Kästchen mit blanken Goldstücken und Edelsteinen, das sie dem Juden geraubt und aus Furcht vor der Entdeckung irgendwo vergraben hat, wieder gefunden und einer milden Stiftung überantwortet sein wird.

VI.

Der spielende Pfaffe.

Lübeckische Volkssage.

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts wohnte zu Lübeck, in einem dem Heiligengeist-Hospital nahe gelegenen Hause, ein reiches Pfäfflein, das sich nichts abgehen ließ und seine Tage in Wohlleben und Müssiggang verbrachte. Wenn es am Morgen seine Amtspflichten nothdürftig erfüllt hatte, dachte es für den Rest des Tages nur an seine Vergnügungen, wozu auch Würfel- und Kartenspiel gehörten. Das Gerücht ging, daß der Pfaffe, trotz seines heiligen Amtes, sogar ein betrügerischer Spieler sei und sich falscher Würfel bediene, um den Mitspielenden das Geld aus der Tasche zu locken.

Das machte, daß man sich, trotz des trefflichen und feurigen Weines, den er seinen Gästen kredenzte, von dem Spielen mit ihm hütete; „denn," sagten die guten Leute mit Recht, „man kann seinen Wein zu Hause wohlfeiler trinken, als bei dem Pfäfflein, das wohl gar, weil es immer gewinnt, mit dem Teufel im Bunde steht."

Indeß ließ sich ein eitler Bader, der sich auf die vornehme Genossenschaft des geistlichen Herrn was zu gute that, durch diese Gerüchte nicht abschrecken, des Pfäffleins Gast und Spielgenosse zu sein.

Meister Niclas — so hieß der Bader — war ein in seiner Art sehr wohlhabender und angesehener Mann. Er war Besitzer eines hübschen Hauses, hatte Weib und Kinder und wohlgefüllte Truhen; seine Eitelkeit aber ging auch so weit, daß er seine Kunden aus einem silbernen Barbierbecken barbierte, und wenn er dieses aus seinem Scheerbeutel hervornahm, machte er jedesmal eine gar vergnügte, wohlgefällige Miene dabei und that sich nicht wenig darauf zu Gute, der einzige Bader in dem reichen Lübeck zu sein, der seine Kunden so vornehm bediente.

An einem Abende, als Meister Niclas sich wieder beim Pfaffen eingefunden hatte, setzten sich Beide, nachdem sie eine gute Menge feurigen Cypernweins zu sich genommen, zum Spiele nieder. Um den Bader dreist zu machen, ließ ihn das Pfäfflein zu Anfang einige Male gewinnen und erreichte seinen Zweck dadurch gar wohl. Der vom vielen genossenen Weine fast trunkene Bader wurde durch den anfänglichen Gewinnst immer verwegener und wagte immer größere Summen. Darauf hatte sein Mitspieler nur gewartet, denn jetzt wandte sich plötzlich das Blatt, so daß Meister Niclas nicht nur alles Geld, das er bei sich trug, sondern zuletzt auch noch sein silbernes Barbierbecken, der Stolz und die Freude seines Herzens, an den betrügerischen Pfaffen verspielte.

Jetzt gerieth der arme Betrogene in Verzweiflung; aber der Pfaffe lachte ihn aus und sagte: daß, wenn der

Bader nur noch Etwas daran zu setzen habe, er gewiß alles Verlorene wieder gewinnen würde. Hätte der Anfang des Spieles doch gezeigt, daß auch ihm das Glück nicht abhold sei.

Durch diese und ähnliche Reden ließ Meister Niclas sich verleiten, alles was er noch hatte: fünfzig Goldgülden, sein Haus und endlich auch noch die lange zusammengesparte Aussteuer seiner Tochter, auf's Spiel zu setzen, die Würfel aber fielen allemal zu seinem Nachtheile und bald saß er dem Pfaffen arm wie ein Bettler gegenüber.

Der falsche Spieler lachte ins Fäustchen: hatte er doch sein Schäfchen im Trockenen!

Wilde Verzweiflung ergriff jetzt den Betrogenen. Rasch zog er sein Scheermesser aus der Tasche, stürzte damit auf den Pfaffen los und schnitt ihm mit zwei Schnitten den Hals so durch, daß er, ohne einen Schrei auszustoßen, todt zu Boden sank. Doch wo mit der Leiche bleiben? und wie diese schauderhafte That vor den Augen der Leute verbergen?

Als er, an allen Gliedern vor Furcht zitternd, darüber nachsann, fiel sein Auge auf den im Zimmer befindlichen Kamin, in dem eben ein mächtiges Feuer brannte, da es Winterszeit nnd draußen sehr kalt war. Schnell war sein Entschluß jetzt gefaßt. Er schleppte die Leiche zum Kamin und steckte den obern Theil des Körpers in die lodernden Flammen, die ihn bald verzehrten.

Jetzt aber war keine Zeit zu verlieren, wenn das begangene Verbrechen ihm die gewünschte Frucht tragen sollte, und so machte er sich eiligst an eine große Geldtruhe, die offen im Gemache stand und in die der ermordete Pfaffe seinen Spielgewinst zu legen pflegte. Rasch that Meister Niclas erst einen Griff nach seinem geliebten silbernen Barbierbecken, das auch darin lag, und dann in die Geldhaufen.

Wie eifrig war er nicht bemüht, sich die Taschen mit dem glänzenden Metall zu füllen, mit dem er entfliehen und sich im fremden Lande ein fröhliches Leben sichern wollte. Indeß, er mochte entweder selbst den Deckel der Truhe der mit dickem Eisen beschlagen und sehr schwer war, unvorsichtig berühren, oder es war eine dunkle Macht im Spiele; genug, der Deckel fiel zu, und zwar mit solchem Geräusche, daß Alles im Hause davon erwachte und Meister Niclas sich genöthigt sah, die Flucht durch's Fenster zu ergreifen, was ihm gelang, da das Gemach zur ebenen Erde war.

Man kam jetzt mit Lichtern herbei und fand, zu seinem nicht geringen Erschrecken den halbverbrannten Pfaffen, den man, weil er ein ruchloses Leben geführt, in aller Stille begraben ließ. Da man das blutige Scheermesser Meister Niclassens, so wie viele Blutspuren auf dem Schauplatze des Verbrechens fand, auch wußte, daß der Pfaffe mit dem Bader bis tief in die Nacht hinein

gespielt hatte, konnte man sich den Zusammenhang der Sache leicht erklären. Vergebens aber stellte man die eifrigsten Nachforschungen nach dem Mörder an: dieser war wie von dem Erdboden verschwunden.

Seit dem darin vorgefallenen Morde war's nicht mehr geheuer in dem Hause und die übrigen Bewohner desselben wurden nächtlich sehr oft durch schleichende oder schlürfende Tritte, wie man sie bei Lebzeiten des Pfäffleins wohl vernommen hatte, geschreckt; auch ließ sich bald ein Poltern, bald ein Seufzen und Stöhnen auf den Treppen vernehmen; oft war es auch, als ob alle Thüren, Kasten und Truhen im Hause geöffnet und mit Geräusch wieder zugeschlagen würden. Muthigere, die sich Nachts aus ihren Betten wagten, um dem Spuk nachzuforschen, wollten die Gestalt des Pfäffleins, mit einem großen Schlüsselbunde in der Hand, dahin schweben gesehen haben.

Vergebens ließ man von dem nachgelassenen Gelde des Ermordeten Seelenmessen für seine Ruhe lesen: das Unwesen dauerte fort, so daß bald kein Mensch mehr in dem verrufenen Hause wohnen wollte und es von dem Eigenthümer geschlossen werden mußte. Eine Inschrift an dem Gebäude, links neben der Thür, brachte die Kunde von diesen schauderhaften Vorfällen auf die Nachwelt.

Als im Frühlinge der Schnee schmolz, fand man die Leiche Meister Niclassens im Felde; man erkannte sie

an dem silbernen Barbierbecken, das neben ihr lag, nnd verscharrte sie im Armensünder=Eckchen.

Bei einer Reperatur des Heiligengeist=Spitals ist vor einigen Jahren erst die Inschrift an dem Hause, worin sich der Mord zutrug, übermalt worden. Ob die jetzigen Bewohner noch durch nächtlichen Spuk beunruhigt werden? darüber wissen wir nichts.

VII.

Das steinerne Kreuz bei Lübeck.

Chroniken = Sage.

Das steinerne Kreuz, eine Ueberlieferung aus den Anfängen des Christenthums im nördlichen Deutschland, stand viele Jahrhunderte hindurch vor dem Burgthore der Stadt Lübeck. Jetzt ist es verschwunden und nur noch die Stelle, wo es stand, führt dem Namen.

Am zweiten Tage des Oktober Monats des Jahres des Heils **1375**, wanderte der Handwerksbursche K u r d I v e n b u r g seiner Vaterstadt und, nach vierjähriger Abwesenheit, dem geliebten Elternhause wieder zu. Wie es in beiden aussah, wußte er nicht. Damals gab es noch keine Posten und das Schreiben verstanden selbst nur Wenige; Kurd war daher, seit er sich von den Seinigen getrennt, ohne Nachricht von ihnen, wie sie von ihm, geblieben. Schwere Sorgen belasteten daher sein

Herz, denn er war ein frommer Sohn und liebte die Seinigen als ein solcher auf das Zärtlichste.

Als er im goldenen Morgenscheine die geliebte Vaterstadt vor sich liegen sah, und an der Stelle angelangt war, wo er vor vier Jahren Abschied von seinen alten Eltern genommen hatte, kniete er nieder uud schickte noch ein heißes Gebet zum Himmel empor, daß er Vater und Mutter doch noch in gutem Wohlsein wieder finden möge; dann setzte er getrost den Wanderstab weiter.

Bald wurde es lebhaft und immer lebhafter auf dem Wege. Viele Fußgänger, ja sogar Reiter, zeigten sich auf demselben, und von einem Fußgänger, der gleich ihm der Stadt zueilte, erfuhr er, daß an eben dem Tage der deutsche Kaiser, Karl IV, seinen Einzug in Lübeck halten würde, welches Ereigniß eben so viele Leute zur Stadt führte. Kurd aber hatte für diese Festlichkeiten wenig Sinn, sondern dachte nur immer an seine geliebten Eltern und an das hoffentlich frohe Wiedersehen.

Gott war ihm gnädig gewesen: dem Vater begegnete er schon in der Gasse und dieser führte den blühenden Sohn der glücklichen alten Mutter jubelnd zu.

Die Kunde von der Rückkehr des Bäckergesellen Kurd Ivenburg verbreitete sich schnell in der Nachbarschaft und alle Freunde und Bekannten des jungen Mannes eilten herbei ihn zu begrüßen. Unter diesen befanden sich auch der Bäckermeister von Minden und der Jugendfreund

Kurds, Herbert Wiese. Ersterer, welcher sich vorstellen mochte, daß der Gesell auf der Wanderschaft etwas Rechts gelernt haben möge, auch wußte, daß Kurd der Sohn braver, allgemein in gutem Leumund stehender Eltern war, hatte diesem den Vorschlag gemacht, bei ihm in Arbeit zu treten, wogegen Herbert Wiese sich aber bestimmt erklärte.

— „Was hast Du gegen von Minden, Herbert?" fragte Kurd den Freund verwundert.

— „Daß er ein schlechter Kerl und obendrein ein heimlicher Ränkemacher ist," versetzte der Gefragte. „Ist es doch weltbekannt, daß er sich von dem Bernsteindrechsler Paternostermaker am Gängelbande führen läßt, der es offenbar auf Verrath abgesehen hat. Auch pflegen Beide mit allen unruhigen Köpfen der Stadt Umgang und wo's Händel giebt, befinden sie sich in ihrem besten Fett. Laß Dir von mir rathen, Kurd, und steh davon ab, zu von Minden zu ziehen, aus dessen Hause nichts Gutes hervorgeht.

Kurd aber schlug diese Warnung des Freundes in den Wind, zog zu von Minden und glaubte Ursache zu haben, mit diesem Entschlusse zufrieden zu sein, da ihn sein Meister auf's Beste behandelte, wozu er freilich auch Ursache hatte, indem Kurd ein wahrer Backkünstler und dabei treu, fleißig und ordentlich war, so daß sich die Kundschaft des Meisters mit jedem Tage vermehrte.

Durch den glücklichen Fortgang seines Geschäfts wurde von Minden aber auch mit jedem Tage stolzer und unverträglicher, besonders gegen die Väter der Stadt, denen er und sein Spießgeselle Paternostermaker den Untergang geschworen hatten. Da er aber gegen Kurd immer der Alte blieb — wie es sein Vortheil erheischte — so fand dieser keine Veranlassung, ihm den Dienst aufzukündigen, obgleich der Freund ihn immer warnte, doch nicht länger bei dem Ränkemacher zu bleiben.

Da ereignete sich etwas in der Stadt, das Kurd zu dem Entschlusse brachte, den Rath Herbert Wieses zu befolgen und von Minden den Dienst aufzukündigen. Der Marstall brannte ab und es litt keinen Zweifel, daß er durch die Hand eines Frevlers angezündet worden. Zu denen, die einer solchen That von der öffentlichen Meinung bezüchtigt wurden, gehörte auch Kurds Meister, und zwar fiel der stärkste Verdacht eben auf diesen boshaften und ränkesüchtigen Mann, der geflissentlich jede Gelegenheit suchte, seine Vaterstadt in Noth und Elend zu bringen, um später im Trüben zu fischen.

Am Abende eben des Tages, wo der Brand Statt gefunden hatte, trat der Meister sichtbar verstimmt zu dem in der Backstube beschäftigten Kurd und sagte zu diesem, der bei der Rettung der Pferde behülflich gewesen war und eine Brandwunde an der Hand davon getragen hatte: „Heute will's wohl nicht recht fort mit der Arbeit?“

— „Wie meint Ihr das, Meister?“ fragte Kurd.

— „Nun, mit zwei Händen arbeitet es sich doch gewiß besser, als nur mit der einen Hand! Ihr hättet davon bleiben und an Eure Pflichten gegen mich denken sollen, als der Marstall brannte!“

— „Ich denke, daß ich als guter Bürger dieser Stadt dazu verpflichtet war, bei dem Unglück, das sie bedrohte, mit hülfreiche Hand zu leisten,“ war die ruhige Antwort Kurd's.

— „Mir will's scheinen,“ versetzte der Meister höhnend, „daß Ihr es besser mit dem Schmarotzergesindel der Stadt, denn mit mir meint. Hättet's in Gottesnamen brennen lassen sollen Ivenburg!“ Damit ging er aus der Backstube, noch mehrere hochverrätherische Worte vor sich hermurmelnd. Kurd aber ging ihm nach und kündigte ihm mit bestimmten Worten die Arbeit für die nächste Woche auf, und es war vergebens, daß von Minden ihm gute Worte gab: er beharrte bei seinem Beschlusse, ihn zu verlassen.

Kurds Mitgesell, der früher alles bei dem Meister gegolten hatte, hegte, seit er sich durch erstern in der Gunst von Mindens verdunkelt sah, einen grimmigen Haß gegen Ivenburg und suchte beständig Händel mit ihm, denen Kurd, der ein friedliebender Mensch war, soviel als möglich auszuweichen suchte. Am Abende des Tages aber, wo Ivenburg gekündigt hatte, machte der böse

Mensch es so arg, daß es zu einer Prügelei zwischen ihnen kam.

Als Kurd Feierabend hatte, ging er, wie gewöhnlich, zu seinen Eltern, bei denen er, durch den gehabten Verdruß, etwas erhitzt und aufgeregt ankam; um sie indeß nicht zu beunruhigen, sagte er ihnen von dem Vorgefallenen nichts, sondern kehrte, wie gewöhnlich, in seine Schlafstelle zurück, wo er, zu seinem großen Mißbehagen, neben dem bereits schlafenden Händelmacher Platz im Bette nehmen mußte. Wie immer, war er auch dasmal der Erste auf und in der Backstube.

„Wo bleibt denn Krivitz?" — so hieß Kurds Mitgesell fragte von Minden, als er nach einer Weile in die Backstube trat, und sandte zugleich den Lehrjungen, den „Faulpelz," wie er ihn nannte, zu wecken. Der Lehrjunge aber kehrte bald darauf mit todtenbleichem Gesichte zurück und sagte, an allen Gliedern zitternd: Der Krivitz liege in seinem Blute schwimmend todt im Bette. Von Minden ging dann selbst in die Schlafkammer und aus dieser sogleich ins Gericht, um die Sache anzuzeigen und Ivenburg als den Mörder seines Mitgesellen anzugeben; denn wer, sagte er, könne wohl anders die Gräuelthat verübt haben, als Kurd, der am Tage zuvor sich mit seinem jetzt ermordet gefundenen Mitgesellen geprügelt habe und überhaupt ein tückischen, rachsüchtiger Mensch sei? Seine Behauptung fand Glauben und Ivenburg

kam in den Kerker, ja, wurde von Vielen, da seine Händel mit dem Ermordeten von den übrigen Gesellen als wirklich vorgefallen beeidigt wurden und er seine Unschuld auf keine Weise darthun konnte, für den wirklichen Mörder des Krivitz gehalten. Nur die Eltern des Unglücklichen und sein Freund Herbert waren, obschon Alles gegen Kurd sprach, von seiner Schuldlosigkeit überzeugt; vergebens aber suchten sie den Richtern diese ihre Ueberzeugung aufzudringen und so wurde Kurd zum Tode verurtheilt.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als Kurd den Todesgang in Begleitung eines frommen Priesters, antrat. Nie war ihm die Natur schöner vorgekommen, nie das Leben süßer, als in diesem Augenblick, wo er auf immer von beiden scheiden sollte; trotz dem aber war seine Standhaftigkeit nicht erschüttert: das Bewußtsein, daß er schuldlos den schmachvollen Tod erleiden sollte, erhielt ihn aufrecht.

Der Zug war jetzt aus dem Burgthor hinaus und an einer Stelle angelangt, wo ein aus Stein gemeißeltes Muttergottesbild neben dem Kreuze, woran der Heiland hing, stand. Beim Anblick desselben rgte sich noch einmal eine Lebenshoffnung in dem Unglücklichen und er bat um Erlaubniß, vor dem Heiligenbilde knieen und noch einmal beten zu dürfen. Als er diese von dem ihm begleitenden Priester erhalten hatte, kniete er vor der Gottesmutter nieder und seine gefesselten Hände zu ihr empor-

streckend, sagte er mit lauter Stimme, so daß alle Umstehenden es hören konnten:

— „Du, die du in die Herzen der Menschen siehst, weißt, daß ich unschuldig an dem mir aufgebürdetem Morde bin! So sei mir denn gnädig und gewähre mir vor diesen Zeugen allen ein sichtbares Zeichen, daß ich die Gräuelthat nicht beging, denn allein das vermag mich vom unverdienten Tode zu erretten!“

Da, als Aller Augen auf das Steinbild gerichtet waren, neigte dieses, wie bejahend, das Haupt und streckte zugleich eine seiner Hände, wie zum Segen, gegen den Betenden aus.

Alle Anwesenden sanken jetzt auf ihre Knie nieder und tausend Stimmen riefen: „Ja, er ist unschuldig! Die Heilige selbst hat es ihm bezeugt! Bindet ihm die Hände los und führt ihn zur Stadt zurück!“

— „Thut das! Thut das!“ rief es jetzt im Kreise der Umstehenden, und ein Mann mit verwirrten Blicken drängte sich aus der Menge hervor, zu Kurd hin, der noch immer, in Staunen und Andacht verloren, auf seinen Knieen lag, und fuhr, auf diesen zeigend, mit erhobener Stimme fort: „Mich, mich Elenden bindet und führt statt seiner zum Richtplatz, denn ich bin der wirkliche Mörder Krivitzens und verübte den Mord an diesem aus Rachsucht gegen Ivenburg, auf den der Anschein fallen mußte, als sei er der Thäter! Die Heilige, welcher sich

seiner Unschuld erbarmte und diese noch auf dem Wege zum Hochgerichte an den Tag brachte, sie wollte sich auch gnädiglich des Sünders erbarmen und bei Gott für mich fürbitten, damit er nicht zu streng mit mir Elenden in's Gericht gehe!"

Der diese Worte sprach, war Meister von Minden, der, nachdem er seine Aussage vor Gericht wiederholt und alle Umstände des von ihm verübten Mordes genau angegeben hatte, statt des schuldlosen Knrd, wie recht und billig, zum Tode geführt wurde, während der durch ein Wunder Gerettete in die Arme seiner Eltern und seines Freundes zurückkehrte, auch noch lange als ein hochgeachteter Mann in seiner Vaterstadt lebte.

Das steinerne Kreuz, vor dem sich dieses Wunder ereignete, stand noch lange an der Stelle und wurde von dem Volke mit besonderer Ehrfurcht betrachtet. Wenn Väter mit ihren Kindern daran vorübergingen, dann erzählten sie ihnen die Geschichte von dem braven Kurd und ermahnten sie, gleich diesem das Vertrauen zu Gott und den Heiligen fest in ihrem Herzen zu bewahren, denn allein dieses hatte ja den Schuldlosen vor einem schmachvollen Tode bewahrt!

VIII.

Das rothe Haus.

Hamburgische Volkssage.

1.

Bis zum Jahre 1607 bewohnte ein verrufener Alter, Balthasar mit Namen, das jetzt mit Nummer 40, früher mit 36 bezeichnete Haus in der großen Reichenstraße in Hamburg. Bei dem Nachbarn stand er im Rufe der Zauberei und des Umgangs mit dem Bösen und galt überdies für einen filzigen Geizhals, weil er allein von Brot und Wasser zu leben schien, welches erstere ihm von einem Bäckerjungen spät am Abende gebracht wurde; das Wasser aber hatte er ganz umsonst, da sich, wie man von früherer Zeit her wußte, ein Brunnen auf seinem Hofplatze befand. Man vermuthete trotz dieses Hungerlebens viel Geld und Gut bei ihm.

An einem Sonntag Abende im Winter saßen in dem dem rothen Hause gegenüberliegenden Schenkkeller noch einige lustige Zecher beisammen und unterhielten sich über Dies und Das, auch, wie es oft zu geschehen pflegte, über den verrufenen Balthasar und sein scheues, unheimliches Wesen.

— „Ist's denn wirklich wahr," fragte einer der lustigen Brüder seine Zechgenossen, „daß der Alte nie an's

Tagelicht kommt und es Keinen in dieser großen Stadt giebt, der ihn gesehen hat?"

— „So ist's," versetzte der Schenkwirth, der Theil an der Unterhaltung genommen hatte. „Bewohne ich doch diesen Keller bereits fünf und zwanzig Jahr, und ich will ein Schurke sein, wenn ich in der ganzen langen Zeit die Thür nur ein einziges Mal bei Tage offen oder das Gesicht des Alten am Fenster gesehen habe."

— „Er läßt sich aber doch Brot vom Bäckerjungen Peter bringen und der muß doch sagen können, wie er aussieht?" wandte ein Anderer ein.

— „Der weiß das so wenig, als jeder Andre," versetzte der Wirth. Hab' ihn oft darum befragt — man ist nicht neugierig, aber bei den vielen Gerüchten, die über den wunderlichen Alten umlaufen, möchte man doch gern in Erfahrung bringen, was daran ist. —"

— „Und was antwortete Euch der Bäckerjnnge auf Euer Befragen, Meister Wandelburg?" fragte ein anderer Gast, ihn unterbrechend.

— „Er schwur mir, daß er den Alten nie gesehen," war die Antwort des Wirths. „Wenn er ihm spät Abends das Brot bringt, pocht er dreimal an die Hausthür, diese, die im Innern mit tüchtigen Schlössern und Riegeln versehen ist, öffnet sich ein klein wenig, eine alte, abgemagerte Hand, mit einem Silberpfennig darin, wird daraus hervorgestreckt, der Junge nimmt das Geld, legt

sein Brot in die geöffnete Hand, die sich gleich wieder zurückzieht, die Thür dreht sich in ihren rostigen Angeln und wird wieder fest verriegelt und zugeschlossen, und damit ist's aus. Vom kürzesten Tage bis zum ersten im Jahre scheint der Alte aber gänzlich zu fasten, denn dann möchte der Junge noch so viel pochen, ihm würde nicht geöffnet werden."

— „Würd' mich schönstens bedanken, mit dem bösen Hexenmeister jeden Abend 'was zu schaffen zu haben!" nahm ein anderer Gast das Wort. „Meinetwegen möcht' er verhungern und verdursten, ich brächt' ihm das Brot sicher nicht!"

— „Der Junge würd's auch wohl nicht thun, wenn er nicht von Zeit zu Zeit ein gutes Trinkgeld von dem Alten bekäme," erwiederte Meister Wandelburg. „Jetzt, wo er ihm schon seit einer Reihe von Jahren das Brot gebracht hat, ohne daß ihm 'was Böses begegnet ist, hat er alle Furcht verloren und bedient den alten Geizhals wie jeden andern Kunden seines Meisters."

— „Ihr erzählt Euch da ja seltsame Geschichten!" ertönte es plötzlich hinter dem Ofen und zugleich trat aus dem Ofenwinkel eine lange, etwas auffällig gekleidete Figur hervor, die seither, von den andern Gästen unbeachtet, still auf der Ofenbank gesessen und dem Gespräche zugehört hatte.

Die Blicke Aller wandten sich jetzt auf den Sprecher

und Jeder sah ihn neugierig an. Es war eine ungewöhnlich lange, magere Figur, in reicher, aber ausländischer Tracht. Eine enganliegende Lederhose fiel in weite, kurze Stiefel von gelblichem Leder; man erblickte große goldene Sporen daran, die aber, seltsam genug, beim Auftreten nicht klirrten, obgleich sie mit großen Rädern versehen waren und das Gemach, nach damaliger Sitte, mit Estrich ausgelegt war. Ein bis zur Mitte der Schenkel herabgehendes Lederwamms, das um die Taille durch einen breiten Ledergürtel zusammengehalten wurde; ein feiner, auf die Schultern herabhangender Spitzenkragen, ein vorn aufgekränzter, mit einer einzigen langen Feder geschmückter Hut, ein kleiner Mantel von schwarzer Seide und ein breites, an der linken Seite befestigtes Jagdschwert vollendeten den Anzug des Fremden. Das Gesicht war sehr bleich und mager, die Lippen sogar farblos; die dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen und wurden fast von dem in reicher Fülle vom Haupte herabwallenden, sehr dunkeln Haare verdeckt; doch hatte der Ausdruck des Gesichts nichts Abschreckendes, außer daß es eine unaussprechliche Traurigkeit verrieth, besonders in den Zügen, die den zwar bleichen aber nicht unangenehm gebildeten Mund umgaben.

Die Gäste waren beim unerwarteten Anblick dieser seltsamen Erscheinung, die denn doch etwas Unheimliches an sich hatte, völlig verstummt und Keiner wagte, den Mund zur Antwort zu öffnen.

— „Laßt Euch nicht stören, Genossen," nahm der Fremde mit einer sanften, wohlklingenden Stimme das Wort. „Ich höre für mein Leben gern solche Geschichten, wie Ihr Euch da eben von dem wunderbaren Alten da drüben erzählet, und wenn's Euch nicht unlieb ist, setz' ich mich zu Euch, um noch mehr davon zu hören. Meister Wirth," wandte er sich an diesen, „schafft Wein her, und vom besten, den Ihr habt; versteht sich, daß wir auf meine Kosten trinken." Mit diesen Worten nahm er aus einer Ledertasche, die er an der rechten Seite trug, einen schweren Geldbeutel hervor, schüttete den Inhalt, lauter blanke Doublonen, auf den Tisch, an dem die Gäste saßen, nahm ein Goldstück davon und überreichte es dem Meister Wandelburg mit dem Bedeuten, dafür Wein herzuschaffen.

Diese Freigebigkeit gewann ihm schnell alle Herzen; das Grauen, das er zu Anfang seinen Mitgästen eingeflößt hatte, verlor sich nach und nach, und als die mit köstlichem Weine gefüllten Becher kreisten, als der Wein allgemach in die Köpfe der muntern Zecher stieg, hätte Jeder darauf geschworen, daß es keinen bravern Mann in der gesammten Christenheit gäbe, als den Spender dieses herrlichen Labetrunks. Er selbst — so bemerkte einer der Zecher — führte zwar von Zeit zu Zeit den Becher an die Lippen, aber nur znm Scheine, denn er trank nicht.

Geschickt wußte der Fremde das Gespräch wieder auf

den gegenüber wohnenden Balthasar zu lenken; Keiner aber wußte ihm mehr davon zu sagen, als er auf seiner Ofenbank schon gehört haben mußte.

— „Ich kann's nicht läugnen," nahm der unbekannte Gast dann das Wort, „ich bin von Mutter Natur mit einer guten Portion Neugierde ausgestattet worden und die hat mir — zu meiner Schande muß ich's gestehen — schon manches blanke Goldstück gekostet. In meinem Leben aber bin ich nicht so neugierig gewesen, als in diesem Augenblick in Bezug auf den alten Filz, von dem Ihr Euch vorhin unterhieltet, und sollte es Einer von Euch wagen wollen, durch List oder mit Gewalt in das Haus da d'rüben einzudringen, um mir sichere Kunde von dem Aussehn des alten Hexenmeisters geben zu können, so würd' ich meiner Treu! den Beutel mit Goldstücken, den Ihr so eben bei mir gesehen habt, daran wenden, meine Neugier befriedigt zu sehen." Mit diesen Worten nahm er den Beutel nochmals hervor und schüttelte seinen Inhalt auf den Tisch aus: es waren über hundert Dublonen, die sich den gierig darauf gerichteten Blicken der Zecher zeigten.

So gern nun auch ein Jeder das schöne Geld gehabt hätte, so ging doch Keiner auf den Vorschlag ein und Alle beharrten in ihrem Schweigen, so sehr fürchtete man sich vor dem alten Balthasar und dem Zauberspuk, der in seinem Hause, wie die Rede allgemein ging, getrieben

wurde. Plötzlich aber brach einer der Gäste, der Waffenschmidt Claus, der von jeher als ein verwegener Mann bekannt gewesen war, das bis dahin herrschende tiefe Schweigen, und von seiner Bank aufspringend, rief er, sich zu dem Fremden wendend:

— „Topp! Ich gehe auf den Handel ein, sofern es Euch Ernst damit war!"

„Mein vollster Ernst!" versetzte der Fremde mit hörbar bewegter Stimme. „Dieser Beutel nebst seinem vollwichtigen Inhalte ist Euer, wackerer Mann," fuhr er fort, „und unser Meister Wirth mag ihn bis zur Entscheidung in Verwahrung nehmen sobald Ihr meine Bedingungen erfüllt haben werdet."

— „Macht Ihr dann noch mehre, als daß ich zu dem verrufenen Alten in's Haus gehen soll?" fragte Meister Claus schon etwas kleinmüthiger.

— „Damit ist's noch nicht abgemacht," versetzte der Fremde: „Ihr müßt dem Alten auch in's Gesicht sehen und mir eidlich versichern können, ob er blaue, graue, braune oder grüne Augen hat."

— „Weiter nichts als das?!" rief der Waffenschmidt wieder aufathmend. „Die Bedingung will ich schon erfüllen, und hätte der alte Hexenmeister rothe, feurige Augen, gleich dem „Gott sei bei uns!" so will ich ihm doch hineinsehen und Ihr sollt wissen, wie sie aussehen. Verlangt Ihr noch mehr?

— „Nein, mein guter Meister, und haltet mir Wort!“ sagte der Fremde.

— „Darauf verlaßt Euch, Herr Junker — denn nach Eurer Kleidung, Euren feinen Manieren und Eurem Reichthum halte ich Euch für einen Solchen — darauf verlaßt Euch, und kann ich's irgend machen, so soll das Geld schon morgen mein sein,“ antwortete der Waffenschmidt.

Die übrigen Zecher suchten dem Claus die Sache auszureden; er aber ließ sich nicht irre machen und schwur, daß er das Abentheuer bestehen wolle; der Fremde händigte dem Wirthe den Beutel mit dem Gelde ein und ging dann, etwa eine Viertelstunde vor Mitternacht, fort. Als er Claus die Hand reichte, brach dieser in den Ruf aus:

— „Wetter, Herr Junker! Ihr habt 'ne so kalte Hand, wie ich sie noch nie eine in der meinigen gefühlt!“

— „Das liegt mir so in der Art,“ versetzte der Fremde mit einem erzwungenem Lächeln.

— „Der scheint Gold wie Heu zu haben,“ nahm der Stellmacher Konrad das Wort, als Jener sich entfernt hatte; „aber böte er mir auch alles, was er hat, ich bestünde doch das Abentheuer nicht, um ihm 'nen Gefallen zu thun. Wie, Claus, wenn's nun gar der Versucher gewesen wäre, und Ihr brächtet Euer Seelenheil durch den Handel in Gefahr?“

„Possen!“ erwiederte ihm Claus, seinen Becher in

einem Zuge leerend, „Possen, Konrad! Will der Bäckerjunge Peter mir nur behülflich sein, so ist der Beutel mit dem vielen schönen Golde schon übermorgen mein Eigenthum, und daß der Böse mir nichts anthue, davor soll mich das silberne Crucifix meiner Großmutter schon schützen, das ich mir wohlbedächtig umthun will.“

2.

Balthasar, der vielbesprochene, verrufene Alte, saß, mit einer grünen Brille auf seiner dicken und rothen Burgundernase, im zweiten Stockwerk seines großen, festverschlossenen Hauses und hielt eben ein Mahl, nicht nur von Wasser und Brot, wie man in der Stadt glaubte, sondern von den leckersten, köstlichsten und seltensten Gerichten, und er aß nicht wie ein Greis, sondern wie ein Jüngling, so gut ließ er es sich schmecken. Dabei spühlte er die vielen, oft nicht leicht verdaulichen Speisen mit feurigen Weinen hinunter, die, in zierlichen Krügen auf seiner mit silbernen Gefäßen reich besetzten Tafel stehend, ihm fast noch besser zu behagen schienen, als die leckern Gerichte, denen er mit so jugendlichem Appetite zusprach.

Trotz dem verzog der alte Schlemmer dann und wann das Gesicht und sein Mund stieß Schimpf- und Drohreden gegen seine Bedienung aus, die aus einem Windhunde, einem grauen Kater und einer Eule bestand. Bald hörte man ihn über die Speisen, bald über den

Wein klagen, obgleich er beides mit unersättlich scheinender Gier hinunterschlang.

— „Keine Aufwartung, keine Aufmerksamkeit von dem Pack!“ rief er ergrimmt, als der Magen ihm endlich das Einhalten gebot. „Aber Ihr sollt's entgelten, Ihr Lumpengesindel, so wahr ich Balthasar heiße und Euer Herr und Meister bin! Du, Bambrillo,“ wandte er sich an den Kater, „sprich, woher hast Du den schlechten sauren Wein genommen? Du wärst werth, daß ich Dir soviel davon in den Hals gösse, bis Du daran ersticktest!“

— „Herr! Herr!“ versetzte das Thier, indem es sich, an allen Gliedern zitternd, unter den Stuhl drückte, worauf der Schlemmer saß; „Herr, ich schöpfte, so wahr als ich noch an meine dereinstige Erlösung glaube, den Wein aus dem Fasse der Rose im Bremer Rathskeller, und bessern soll's ja nicht geben!“

— „Das lügst Du einmal wieder, Du Wicht!“ rief der Alte, indem er mit der Lederpeitsche unter den Stuhl schlug, unter dem der Kater sich geflüchtet hatte, so daß dieser heulend entsprang. „Das Lügen hast Du Dir in deinem frühern Stande, als Pfaffe, so angewöhnt,“ fuhr der grimmige Alte fort, „daß Du's selbst jetzt noch nicht lassen kannst. — „Jetzt ein Wörtchen mit Dir, Junker Dalifur,“ wandte er sich an den zu seinen Füßen niedergekauerten Windhund. „Sprich, woher hast Du das zähe, grobdrähtige Wildprett genommen, womit

Du mich heute regalirt hast? Als ein früher so tüchtiger Waidmann, daß Du im Jagdeifer sogar einen armen Wilderer für 'nen Eber hieltest und ihn ohn' Erbarmen niederschossest müßtest Du Dich doch gehörig auf's Wildprett verstehen? So wolltest Du mir wohl nur wieder einmal einen Possen spielen, indem Du mir das schlechteste brachtest, das nur aufzutreiben war?"

— „Mit Verlaub, Herr und Meister, dem ist nicht so," versetzte der Windhund: „den Braten holt' ich aus der Küche des schlemmerischen Pfäffleins an der Domkirche, und daß der allemal die leckersten hat, das weiß die ganze Stadt."

— „Nimm das da für Deinen Widerspruch, Du Hund!" rief der Alte, mit der Lederpeitsche den magern, nur schwach behaarten Rücken des armen Thieres so zudeckend, daß es, mit zwischen den Beinen geklemmten Schwanze, heulend davon lief.

— „Jetzt kommt die Reihe auch an Sie, Jungfer Nachtschatten," wandte sich der Alte an die Eule, die sich aus Furcht bereits auf's Gesimse geflüchtet hatte. „Sprich, infame Bestie, woher hast Du die sauern Früchte, für den Nachtisch geholt?"

— „Direct aus Mallaga, liebster Meister; glaub's mir auf's Wort, ich holte sie von daher, um sie ganz gut zu haben!" wimmerte die Eule.

— „Glaub's mir auf's Wort!" spottete Balthasar

ihr nach. „Welch ein Tölpel müßt' ich sein, den Worten eines Geschöpfs Glauben zu schenken, das sich durch einen geschworenen Meineid um die Ruhe im Grabe gebracht? Komm herunter, Lügnerin, und empfange Deinen verdienten Lohn!" kreischte der Tyrann.

„Nur keine Schläge! Nur keine Schläge!" wimmerte die Eule, deren graues Gefieder sich vor Angst und Furcht emporsträubte.

— „Nur keine Schläge! Nur keine Schläge!" spottete der grimmige Alte ihr nach, sank aber dabei, zu ihrem Glücke, von Müdigkeit überwältigt, in die weichen Kissen seines Lehnstuhls zurück und schloß die häßlichen Augen zum Verdauungsschlafe, wie er nach jeder Mahlzeit zu thun gewohnt war. Windhund und Kater — denn Jungfer Nachtschatten fürchtete sich selbst vor dem schlafenden Alten so sehr, daß sie sich nicht herunter wagte — trugen eben so leise als geschäftig die Speisen von der Tafel und krochen dann im entferntesten Winkel des geräumigen Gemachs zu einander, um zu plaudern; als die Eule dies sah, gesellte sie sich neugierig zu den beiden Unglücksgenossen um zu hören, was es gäbe.

— „Bist Du glücklicher als früher gewesen?" fragte Bambrillo den Dalifur mit einem furchtsamen Seitenblick auf den schnarchenden Alten.

— „Ich hoffe, ihm etwas eingebrockt zu haben," versetzte der Windhund mit leiser Stimme, „und unsern

müden Staub dem stillen Grabe bald für immer wieder zu geben."

— „So hofften wir schon öfter, Dalifur," antwortete ihm der Kater mit einem tiefen Seufzer," und doch blieb's immer beim Alten."

— „Sprich, Dalifur, was hast Du aufgegabelt?" wisperte die Eule, sich dicht an ihren Unglücksgenossen drängend.

— „Einen kühnen Mann, der um hundert blanke Doublonen das Wagstück bestehen will," war die Antwort, „und diesmal hab' ich Vertrauen zu der Sache."

— „O, wenn's doch einmal glücken wollte!" seufzte der Kater und trocknete sich mit seiner rauhen Pfote eine Thräne von den Wimpern.

— „Wenn s doch glücken wollte!" flüsterte auch Jungfer Nachtschatten.

— „Wie gesagt," versetzte der muthigere und gefaßtere Windhund, „die Aussichten sind diesmal besser, als sie jemals waren. Dem Manne, den ich da drüben im Schenkkeller aufgegabelt, blitzte die Kühnheit und Verwegenheit aus den Augen und das ihm gezeigte Gold wirkte wie ein Zauber auf seine Habgier. Auch machte ich ihm die Sache nicht allzuschwer," fügte Dalifur hinzu, und ich glaub', er hätt's für viel weniger Gold gethan."

— „Dasselbe glaube ich," antwortete der Kater

mit trübseliger Stimme, „als vor zehn Jahren die Reihe an mir war, die vier Wochen hindurch Hülfe und endliche Erlösung für uns zu suchen, und als es zum Klappen ging, trat mein Mann doch zurück. Aber, Dalifur," fügte Bambrillo nach einer zwischen den sich Unterhaltenden entstandenen Pause hinzu, „Du bist uns noch immer die Geschichte unsers Peinigers schuldig, die er Dir einmal in der Trunkenheit mitgetheilt hat. Willst Du sie uns nicht jetzt erzählen? Der Alte hat soviel starken Wein genossen, daß er sobald noch nicht erwachen wird und so wäre diese Stunde vielleicht die gelegenste."

— „So hört denn, was ich aus dem Munde des Alten erfuhr," antwortete der Windhund, nachdem er einen forschenden Blick auf den schnarchenden Balthasar geworfen und sich überzeugt hatte, daß dieser wirklich tief schliefe.

3.

„Unser Peiniger," hub Dalifur nach einer kleinen Pause mit leiser Stimme an, „war der Sohn eines armen Handwerksmannes, der sein Bischen Brod im Schweiße seines Angesichts essen mußte und auch seinen einzigen Sohn, den Balthasar, zu Fleiß und Arbeit anhielt. Der aber war von Natur ein Faullenzer und Schlemmer, so daß der Vater, als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, nur mit großem Kummer an die Zukunft seines

einzigen Kindes denken konnte, zumal da dieses, weil die Mutter schon früher gestorben, ganz allein, ohne Rath und Stütze, im Leben zurückbleiben würde.

Zwar hätte es in der Macht des braven Mannes gestanden, sich selbst und auch seinen Sohn, aller Sorge über das Auskommen zu überheben, aber es hätte um einen Preis geschehen müssen, der ihm, da er fromm und bieder war, nicht anstand und dasselbe wünschte er daher auch von seinem Balthasar. Als daher seine letzte Stunde da war, berief er diesen an sein Sterbebett und forderte den Schwur von ihm, daß, so wie er seine Augen auf immer geschlossen haben würde, dieser ein mit festen Schlössern wohlverwahrtes Kästchen von Ebenholz, das er unterm Bette verborgen habe, den Flammen übergeben wolle, ohne es einmal geöffnet zu haben, und mit dem ihm eigenthümlichen Leichtsinne leistete Balthasar den Schwur.

Der Vater starb und wurde begraben, auch bald von dem Schlemmer vergessen, und zwar so sehr, daß Balthasar nicht einmal mehr des Kästchens unterm Bette gedachte und erst wieder daran erinnert wurde, als die Gläubiger ihn pfänden und selbst das Bett nehmen ließen, weil er sie nicht befriedigen konnte. Bei dieser Gelegenheit kam das dick mit Staub bedeckte schwarze Kästchen zum Vorschein; da es aber so unscheinbar war und die pfändenden Gerichtspersonen weder Gold noch Silber darin

vermuthen durften, stießen sie es mit einem Fußtritt in einem Winkel und entfernten sich, den Balthasar nichts als einen zerbrochenen Tisch und einen wackligen Stuhl hinterlassend.

Die Lage des Wohllebers war nun nicht eben die angenehmste: arbeiten mochte er nicht, um seinen Unterhalt zu erwerben und borgen wollte ihm Keiner mehr. Da, als er mit auf die Hand gestütztem Haupte am Tische saß und grübelte, was nun beginnen, um sein bisher geführtes Lotterleben fortsetzen zu können, fiel sein Blick auf das Kästchen, das vergessen im Winkel stand, und „halt!" dachte er, „wer weiß, was darin verborgen ist, und ob dein karger Alter, der gern immer einen Nothpfennig hinter der Hand hatte, nicht gar Gold oder Silber darin verwahrt hat?"

Der Gedanke war so unsinnig als möglich, da, wenn das Kästchen solche Schätze enthalten hätte, der gute und sorgsame Vater gewiß nicht das Versprechen von dem Sohne gefordert haben würde, dasselbe den Flammen nach seinem Dahinscheiden zu übergeben; allein Balthasar war zu solcher Ueberlegung zu leichtsinnig; so holte er mit vor Erwartung klopfendem Herzen das bestäubte Kästchen aus dem Winkel hervor und machte den Versuch, es zu öffnen. Allein es widerstand allen seinen Bemühungen, bis er ein neben dem Feuerheerd lehnendes, von den pfändenden Gerichtsleuten dort vergessenes Beil zu Hülfe nahm und den Deckel mit einigen starken Schlägen zer-

trümmerte. Ein ekelhafter Modergeruch und eine dicke Staubwolke drang daraus hervor, so daß es ihm fast den Athem versetzte; als der Staub verflogen war und er neugierig in das Kästchen blickte, gewahrte er nur ein Stück Pergament darin, das mit ihm völlig fremden, mit schwarzer, rother, grüner und blauer Tinte geschriebenen Characteren bedeckt war, und schon wollte er den ihm völlig werthlosen Fund zornig zur Erde werfen, als einer seiner Finger zufällig über eine Reihe mit blutrother Farbe beschriebener Charactere hinfuhr. Sofort zeigten sich auf dieser Stelle eine Menge kleiner hüpfender Lichtchen, die sich bald in schlängelnde Blitze verwandelten; ein Donnerschlag erschütterte das ganze Haus, als ob dasselbe krachend zusammenstürzen sollte, und im selben Augenblick stand Der vor dem an allen Gliedern bebenden Balthasar, den ich Euch nicht nennen darf.

— „Was begehrst Du von mir?" fragte die Erscheinung mit donnernder Stimme.

„Gold und Wohlleben die Hülle und Fülle," war die Antwort, als sich Balthasar von seinen Schrecken so weit wieder erholt hatte, daß er zu reden vermochte.

„Das fordern Alle, die sich an mich wenden" versetzte der Böse mit einem abscheulichen Hohnlachen. „Dein Wunsch kann in Erfüllung gehen," fuhr er fort; „aber Du wirst wissen, daß ich nichts umsonst gebe. Kennst Du den Preis, um den es sich bei solchem Kaufe handelt?"

— „Ich kenne und zahle ihn!" versetzte der Leichtsinnige nach kurzem Zögern."

— „Brav so!" hohnlachte der Böse. „Du gefällst mir, Bursche, da Du Dich nicht erst lange sperrst, wie andre Wichte, die am Ende doch mit mir abschließen."

Der Handel wurde jetzt mit Brief und Siegel in Ordnung gebracht, wozu ein Paar Tropfen Blut, die der Böse dem Balthasar abzapfte, hinreichend waren. Man kam dahin überein, daß wir Drei, die wir eine während unsers Lebens begangene schwere Sünde abzubüßen hatten, die dienenden Geister des Balthasar werden und ihm, außer Brot und Wasser, über die der Böse keine Macht hat, Alles schaffen sollten, wonach sein Herz nur Gelüste trüge. Dieser Pakt solle so lange dauern, bis es einem Menschen gelungen sein würde, in dieses verrufene Haus zu dringen und dem jetzt alt gewordenen Balthasar in die häßlichen grünen Augen zu sehen. Uns aber — Ihr wißt es — ist alle zehn Jahre eine Frist von vier Wochen vergönnt, uns nach einem solchen Erretter umzuthun. Wir sind bis jetzt nicht glücklich gewesen," fügte der Erzähler mit traurigem Tone hinzu; „laßt uns aber trotzdem nicht an der Gnade des Ewigen verzweifeln, sondern hoffen, daß unsre Straf- und Prüfungszeit ein baldiges Ende, unsre armen gequälten Seelen Vergebung und unser Staub die heißersehnte Ruhe im Grabe finden werde.

4.

„Claus, mein herzlieber Claus, ich bitte Dich um Gottes- und des Heilandswillen, gieb das thörichte und verwegene Unternehmen auf!“ flehte das treue und liebevolle Weib des Waffenschmidts, als dieser sich an einem rauhen, stürmischen Winterabende des Jahres 1607 in seinen braunen Mantel hüllte, um das bewußte Abentheuer, des ausgesetzten Preises wegen, mit kühnem Muthe zu bestehen.

— „Thorheit! Thorheit!“ antwortete er ihr lachend, indem er sich mit Waffen der besten Art, die er zur Hand hatte, weil er sie selbst verfertigte, und zugleich mit einem silbernen Crucifixe versah, das ein Erbtheil von seinen frommen Eltern war und von beiden Eheleuten sehr hoch gehalten wurde. Frau Margaretha ließ trotzdem nicht mit Bitten und Vorstellungen nach, fand aber kein Gehör damit, indem Meister Claus fest entschlossen war, das Abentheuer, koste es was es wolle, zu bestehen.

Peter, mit dem Claus schon vorher Verabredung getroffen hatte, wartete bereits an der Ecke der Reichenstraße auf ihn und übergab ihm willig die Brotkörbe, Trage, so wie auch die schwere, mit Eisen beschlagene Tracht, und fort trabte Claus, dem auch nicht ein Gedanke an Furcht in den Sinn kam. Wie Peter ihm gesagt hatte, mußte er tüchtig an die Hausthür klopfen, bis ihm geöffnet wurde; kaum aber hatte der Alte die

schweren Eisenriegel abgezogen, die Schlösser aufgeschlossen und die Thür soweit geöffnet, um die Hand durch die gemachte Oeffnung stecken zu können und das Brot in Empfang zu nehmen, als Claus ganz in aller Stille die Tracht zwischen die Thür und die Thürständer schob, dann aber die ihm entgegenstreckte Hand des alten mit seinen beiden derben Fäusten ergriff so das Balthasar völlig wehrlos war und dann mit der ganzen Kraft seines Leibes sich gegen die Thür stemmte, die seinen Anstrengungen wich und sich soweit aufthat, daß er ungehindert in das Haus eintreten konnte.

Mit einem Schrei war der Alte, den Claus jetzt losgelassen hatte, mit gegen den Boden gekehrtem Gesichte zur Erde gesunken. Laut wimmerte er um Erbarmen; alle nur erdenklichen Schätze versprach er dem Claus, wenn dieser umkehren würde; allein dieser hörte nicht auf ihn, sondern richtete ihn mit kräftiger Faust vom Boden auf, schleppte ihn in die noch offenstehende Hausthür, an das hell vom Himmel herabscheinende Mondlicht, und ihm die vor das Gesicht gehaltenen Häände von diesem abziehend, rief er mit triumphirenden Tone:

— „Nun hab' ich Dich, alten Hexenmeister, und die hundert Doublonen sind mein!"

— „Hundert Doublonen? wo sind sie?" fragte jetzt der Geldgierige, und seines Pakts mit dem Bösen vergessend, öffnete er weit die Augen, um sich nach den

genannten Goldstücken umzusehen. Diesen Augenblick benutzte Claus, um auch den zweiten Theil des gegebenen Versprechens zu erfüllen, und dem Alten tief in die Augen sehend, rief er:

— „Meiner Treu, wie ich vermuthete, hat er so grüne und häßliche Augen, wie mein alter Kater!“

Ein Donnerschlag erschütterte jetzt das Haus; rothe und schwefelgelbe Blitze durchkreuzten alle Räume desselben; der Alte war mit dem Rufe: „Wehe! Wehe!“ zu Boden gesunken, ein furchtbar schallendes Gelächter ließ sich vernehmen und zwei Krallenhände packten den im Todeskampfe begriffenen Balthasar und führten diesen durch die Zimmerdecke und das Dach davon. Claus war, trotz seines Muthes, von Entsetzen ergriffen auf seine Knie niedergesunken und betete, das Crucifix emporhaltend, laut und inbrünstig, worauf der Spuk augenblicklich aufhörte. Er verließ jetzt das Haus und flüchtete zum Schenkwirth hinüber, der ihn mit einem guten Trunk erquickte und ihm die wohlverdienten Doublonen einhändigte.

Als man nach einigen Tagen in das Haus, dessen Thür jetzt weit offen stand, drang, fand man auf dem Flur drei Häufchen Asche, die wahrscheinlich die letzten Ueberreste der drei durch Claus Erlösten waren; von Gold und Silber aber, das man in Haufen darin vermuthet hatte, noch von Balthasar selbst durchaus keine Spur. Da Niemand dieses verrufene Haus bewohnen wollte,

wurde es später niedergerissen und ein anderes, sehr stattliches, an seiner Stelle erbaut. Seitdem hat man dort von einem Spuk nichts weiter wahrgenommen.

IX.

Die Giftmischerin.

Bremer Volkssage.

1.

Eine halbe Stunde von Bremen, hart am Saum eines mächtigen Eichwaldes, der aber jetzt längst ausgerodet ist, stand ein kleines verfallenes Hüttchen, in dem, in völliger Abgeschiedenheit von der Welt, ein altes Mütterchen vor länger denn dreihundert Jahren lebte.

In die schon damals im größten Flor stehende Handelsstadt sah man die Kräutersammlerin, wie man die Alte aus der Waldhütte nannte, weil ihren wirklichen Namen Keiner wußte, nur dann gehen, wenn sie durch die Bitten der Angehörigen von Schwerkranken dahingerufen wurde; denn es galt für gewiß, daß man bei ihr noch Rath und Hülfe fand, wenn die Aerzte bereits den Kranken aufgegeben. Es war ein Kräutertrank, womit sie solche Heilwunder verrichtete.

Trotz des großen Rufes, worin die Kräutersammlerin in der Stadt selbst und in der Umgegend stand, nahm man doch nur in der äußersten Noth seine Zuflucht zu ihr, da sie von einer wahrhaft abschreckenden Häßlichkeit und einem finstern, unheimlichen Wesen war. Es gab sogar Viele, die sie für eine Hexe hielten und andächtig ein Kreuz schlugen, so wie sie ihrer, oder selbst nur ihrer Hütte, ansichtig wurden. Der Glaube, daß sie ein Bündniß mit dem Bösen geschlossen, wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß sie sich hartnäckig weigerte, für die glücklich vollbrachten Kuren irgend eine Belohnung anzunehmen, obschon sie, wie man sicher wußte, auf das Armseligste und nur von im Walde gesuchten Kräutern und Wurzeln lebte. Es hieß, daß sie dem Erzfeinde der Menschheit, ihrem Herrn und Meister, augenblicklich verfallen würde, so wie sie nur ein Geldstück berührte oder sich ihre Dienstleistungen auf andre Weise bezahlen lassen würde.

Das Leben der Alten war, wie unsern wohnende Köhler bemerkt haben wollten, trotz ihrer hohen Jahre einer unausgesetzten Thätigkeit gewidmet. In den guten Jahreszeiten sah man sie früh am Morgen, bevor noch die Sonne aufgegangen war und den Thau von den Kräutern aufgesogen hatte, am Saume und im Innern des Waldes schon mit Kräutersammeln beschäftigt, oder man sah den Rauch aus ihrer Hütte in die Höhe steigen,

indem sie sich entweder ihre kärgliche Speise von den eßbaren Gewächsen, oft aber auch die heilsamen Tränke bereitete, mit denen sie so wunderbare Kuren verrichtete. Sie hatte durchaus keine andere Gesellschaft, als einen großen grauen Kater, der so sehr an sie gewöhnt war, daß er sie bei seinen Ausgängen in Flur und Wald wie ein treues Hündchen begleitete.

Ihre Kleidung, die, wenn gleich überaus dürftig und grob, doch stets sehr reinlich war, verfertigte sie sich in den langen Wintertagen selbst. In einem Winkel des kleinen Raumes, der zugleich zur Küche und zum Gemache diente, stand ein Webstuhl, auf dem sie den selbstgezognen, bereiteten und gesponnenen Flachs zur Leinewand wob und davon fertigte sie sich die nöthigen Kleidungsstücke an. Statt der Schuhe trug sie eine Art von Sandalen, die aus Stücken von Baumrinde verfertigt und mit leinenen Bändern befestigt waren. Alles dieses wies deutlich darauf hin, daß sie so viel als nur irgend möglich, den Verkehr mit ihren Nebenmenschen zu vermeiden wünschte und nur dann sich demselben hingab, wenn Leidende ihrer Hülfe bedurften.

2.

Neben dem Lager des reichen, in seiner Vaterstadt fast allmächtigen Bürgermeisters Lange standen drei der damals geschickte Aerzte der Stadt Bremen und sahen mit

bekümmerter Miene auf den eben in einem unruhigen Schlafe liegenden Kranken, der bereits wie Sterbende es wohl zu thun pflegen, dann und wann mit der Hand in die Luft griff oder an der Bettdecke zupfte.

— „Es ist aus mit ihm, meine Herren Collegen!" nahm der hochgelahrte Doctor Stangelius, Bremens Galen, nach einer langen Pause das Wort.

— „Das ist auch meine Meinung," erwiederte einer der beiden andern Aerzte. „Der gute Mann hat in gesunden Tagen des Guten wohl zuviel genossen: sein Körper ist mit Säften überfüllt und diese werden ihn jetzt ersticken."

— „Wenn das Eure Meinung ist, liebe Herrn," nahm der jüngste der drei Aerzte mit einer etwas schüchternen Miene das Wort, „so laßt uns doch noch das Letzte versuchen."

— „Und dieses Letzte wäre, mein weiser Herr College?" fragte ihn spöttisch der hochgelahrte Stangelius.

— „Ich meinte nur — ich dächte — ich wollte den gelehrten Herrn Collegen nur vorschlagen," stotterte der durch die spöttische Frage des berühmten Arztes verwirrte junge Mann.

— „Was meinte, was dachte, was wollte uns der Herr College noch vorschlagen?" fragte Stangelius im vorigen Tone und sah den Sprecher dabei hämisch lächelnd an, so daß dieser noch mehr in Verwirrung gerieth und

sich fürchtete, mit seinem Vorschlage hervorzutreten. Denn er kannte den boshaften, neidischen und habsüchtigen Charakter des Stangelius sehr wohl und mußte fürchten, ihn sich auf immer zum Feinde zu machen.

Trotz dem trug sein gutes Herz und der redliche Wille, dem armen Sterbenden helfen zu wollen, den Sieg über seine Bedenklichkeiten davon und nach einer kurzen Pause antwortete er:

— „Ihr werdet von der Kräutersammlerin und ihrem Wundertranke gehört haben" . . . . .

Stangelius unterbrach den Sprecher mit einem abscheulichen Gelächter und brach dann in die höhnenden Worte aus:

— „Einen solchen Versuch rathe ein Quacksalber den Angehörigen des Sterbenden an! Ich, für meinen Theil, bin keiner; wenn aber der Herr College meint, daß die alte Hexe noch Rath schaffen werde, wo ich mit meinem Latein am Rande bin, so versuche Er es damit, und hier mein letztes Wort: Dieser da" — er zeigte auf den Sterbenden — „ist ein Mann des Todes und Keiner wird ihn retten können!" Damit ging er, gefolgt von seinem zweiten Collegen, während der junge Arzt noch zurückblieb, um sich mit den Angehörigen des Sterbenden wegen der Kräutersammlerin zu besprechen, und was er sagte, fand sogleich Eingang bei diesem, so daß auf der Stelle ein alter Diener des Hauses mit der Bitte

um schnelle Hülfe zu den Alten in der Waldhütte gesandt wurde.

Der Abgeschickte beeilte sich so viel er konnte, kehrte aber bald mit dem trostlosen Bescheid zurück, daß die Alte zu Anfang sogleich zur Hülfe bereit gewesen sei und schon ihren Kräutertopf ergriffen habe, um ihm auf der Stelle zu folgen, aber, so wie sie gehört, daß der zu Rettende der Bürgermeister Lange sei, ihren Entschluß geändert und ihm den Bescheid gegeben habe: Den wolle sie nicht vom Tode erretten, indem er ein böser, ungerechter Mann und gegen sie ein ungerechter Richter gewesen sei, der sie durch einen falschen Richterspruch in's Elend gebracht habe, was er jetzt vor Gott verantworten möge.

Als die Gattin und die Tochter des Sterbenden diese Worte der Alten aus dem Munde des heimgekehrten Dieners vernahmen, betrübten sie sich sehr; zugleich aber faßte die Tochter den Entschluß, selbst zur Waldhütte gehen und nicht eher mit Bitten aufhören zu wollen, bis die Alte ihr Hülfe für den sterbenden Vater zusagte, und so that sie.

Die Kräutersammlerin wollte zu Anfang von Nichts hören und beharrte bei ihrem Beschlusse, den von ihr gehaßten Mann seinem Schicksale überlassen zu wollen; als aber Adelgunde — so hieß die Tochter Langes — nicht mit Bitten und Flehen nachließ, gab sie doch endlich nach, griff nach ihrem Kräutertopfe, folgte Adelgunden zur

Stadt, an das Bett des sterbenden Vaters und flößte diesem, wie wohl mit weggewandtem, häßlich verzerrten Gesichte, etwas von ihren Kräutertranke ein. Das Gefäß, worin sie diesen bewahrte, ließ sie mit der Weisung zurück, dem Kranken von Stunde zu Stunde davon zu, geben, am folgenden Tage aber wieder zu ihr zu schicken um einen frischen Trank holen zu lassen, den sie im Laufe des Tages aus frisch gesammelten Kräutern bereiten und der dann die Kur vollenden würde. Sie sprach der Gattin und Tochter Langes guten Muth ein und behauptete, daß der Kranke sicher gerettet werden würde, wenn man ihren Vorschriften treulich Folge leiste, auch sich wohl in Acht nehme, den bald ausbrechenden heftigen Schweiß zu stören.

3.

Am darauf folgenden Tage lag der berühmte Doctor Stangelius aus seinem Fenster und schaute gemüthlich in die Gasse hinab, als er den ihm wohlbekannten alten Diener des Bürgermeisters eilig daher kommen sah.

— „Nun, wie stehts? ist Euer Herr bereits zu seinen Vätern versammelt?“ rief er dem Eiligen von oben herab an.

— „Alles steht zum Besten, Herr Doctor,“ entgegnete ihm der Alte mit froh bewegter Stimme.

— „Zum Besten?“ wiederholte Stangelius, ein lan-

ges Gesicht ziehend. „So wäre Euer Gebieter noch am Leben?“ fügte er hinzu.

— „Und wirds mit Gottes Hülfe noch lange bleiben,“ war die Antwort. „Der Kräutertrank der Alten aus der Waldhütte hat Wunder gewirkt. So wie der Herr Bürgermeister davon genommen, wurd's besser mit ihm,“ fuhr der geschwätzige Diener fort, „und mit jeder Tasse voll, die man ihm gab, stärkten sich seine Kräfte auf eine fast wunderbare Weise. Jetzt liegt er in einem heftigen Schweiße, ist gänzlich bei Sinnen, erkennt Jeden und giebt vernünftige Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen.

— „Thorheit! Alberne Hoffnungen! Einbildung und nichts weiter!“ versetzte der Doctor ärgerlich. „Glaubt's mir,“ fügte er mit zuversichtlichem Tone hinzu, „glaubt's mir, Euer Herr kommt nicht davon, so wahr ich Stangelius heiße und kein Quacksalber bin.“

— „Euer junger College, lieber Herr,“ antwortete ihm der Diener, „eben der gelehrte und kluge junge Mann, der den Rath gab, seine Zuflucht zu dem Kräutertranke der Alten zu nehmen, behauptet, daß mein Herr auf dem besten Wege und Alles so gut, als nur möglich sei. Meine Frau und das Fräulein vergöttern den jungen Mann fast, wegen des ihnen ertheilten Raths, und auf ihre Bitten verläßt er den Kranken nicht, der selbst schon so weit wieder ist, daß er Gott für seine fast an ein Wunder streifende Rettung danken kann.“

— „Das sind ja köstliche Nachrichten!" rief Stangelius, dessen Gesicht sich aber bei diesem Ausrufe häßlich verzerrte und bleich wie der Kalk an der Wand wurde. „Was tragt Ihr aber da in der Hand, guter Freund?" fügte er, um seinen Aerger möglichst zu verbergen, mit Freundlichkeit in Ton und Blick hinzu.

— „Ein frischer Kräutersaft von der Alten ist's," versetzte arglos der Diener, „der, wie sie gesagt hat, die Kur vollenden und unsern Herr Bürgermeister völlig wiederherstellen soll."

— „Wollt Ihr ihn mir einmal zeigen?" fragte der Doctor, dessen Gesicht einen immer häßlichern Ausdruck annahm. „Möchte doch wissen, was die alte Hexe zusammengebraut hat!" fügte er hinzu.

— „Lieber Herr, mir ist die größeste Eile anbefohlen worden, und so werdet Ihr verzeihen, daß ich Euch diesmal nicht willfahren," erwiederte der Diener und schickte sich an, seines Wegs zu gehen; Stangelius aber ließ nicht nach, und als er den Alten beredet hatte, zu ihm herauf zu kommen, entfernte er sich, aber nur ein paar Minuten, mit dem Gefäße, das den Kräutertrank enthielt, in ein Nebenzimmer, und zwar unter dem Vorwande, ein wenig davon zur Untersuchung behalten zu wollen, kehrte dann zurück und überreichte dem Alten das Gefäß, wobei seine Hand sichtbar zitterte.

— „So, nun mögt Ihr gehen und dem Herrn

Bürgermeister den heilenden Trank bringen," sagte er mit einem häßlichen Lächeln und gänzlich veränderter Stimme.

Der Diener ging, überbrachte den Trank und man gab dem sichtbar in der Genesung begriffenen Bürgermeister davon, der augenblicklich die furchtbarsten Schmerzen bekam und nach kaum einer halben Stunde eine Leiche war. Er war sichtbar das Opfer einer Vergiftung geworden, und wer konnte ihn anders vergiftet haben, als die rachsüchtige Alte in der Waldhütte, die bei der ersten Aufforderung, das Leben des Bürgermeisters zu retten, sich mit so großem Hasse und Abscheu gegen diesen Mann ausgesprochen hatte?

4.

Noch an dem Todestage Langes wurde die Kräutersammlerin von den Häschern festgenommen und in einen abscheulichen Kerker geführt. Keiner zweifelte daran, daß sie aus Haß den Bürgermeister vergiftet habe, und da man sie zu keinem Bekenntnisse der vermeinten Missethat bewegen konnte, sondern sie vielmehr stets ruhig und bei ihrer Behauptung blieb, nur heilende Kräutersäfte gegeben zu haben, wandte man erst die Folter gegen sie an, und als auch durch diese kein Eingeständniß von ihr erpreßt werden konnte, verurtheilte man sie ohne ein solches, als Giftmischerin und Hexe, zum Feuertode.

Zu dem Ende wurde in einiger Entfernung von der Stadt ein mächtiger Holzstoß errichtet, zu dem die Alte

durch die Hencker, in Begleitung einer unzähligen Menschenmenge, geführt wurde. Von allen Seiten überhäufte sie das Volk mit Verwünschungen und Flüchen; selbst diejenigen thaten es, denen sie durch ihre Kräutersäfte früher Leben und Gesundheit gerettet hatte; sie aber blieb völlig ruhig und gefaßt und ging dem schrecklichen Tode ohne auch nur eine Klage hören zu lassen, entgegen.

Als der Zug bei dem Scheiterhaufen angelangt war, wandte sich der die Kräutersammlerin begleitende Geistliche nochmals mit der Bitte an sie: doch ihres Seelenheils eingedenk zu sein und ihre große Schuld durch ein offenes Eingeständniß, so wie durch ausgesprochene innige Reue zu vermindern; sie aber drückte das ihr in die Hände gegebene Kreuz fest an ihr Herz, blickte zum Himmel empor und sagte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Du weißt, daß ich unschuldig den bittern Tod erleide, und das ist mir genug! Ein Irrthum der Menschen, die nicht wie Du, in mein Herz blicken können, stempelt mich zur Verbrecherin, und ich vergebe ihnen, wie du, so hoffe ich von deiner Gnade, mir vergeben wirst!"

— „Was Ihr eben behauptet, nämlich, daß Ihr schuldlos den bittern Flammentod erleiden werdet," nahm der Geistliche wieder das Wort, „wer, der die Umstände kennt, wird das glauben können?"

— „Fordere ich denn das?" versetzte die Alte. „Fordere ich denn solchen Glauben von der blinden Menge?

Vertraue ich nicht einzig und allein der Gnade und Gerechtigkeit Gottes? Was ist denn?" fuhr sie lebhafter fort, „das Urtheil der Welt für den getrost Sterbenden? Was ist überhaupt an Dem, was die Menge glaubt? Wurde nicht eben der Mann, dessen mir unerklärlicher Tod jetzt den meinigen herbeiführt, von eben Denen, die mich verdammen, fast wie ein Heiliger, wie ein Freund und Wohlthäter der Menschheit verehrt? und doch, ich beschwöre es bei dem Kreuze und den Wunden des Erlösers! doch war das Leben eben dieses allgemein verehrten Mannes von einer Sünde befleckt, wegen deren Gott gnädiglich mit ihm in's Gericht gehen wolle. So laßt mich denn, ehrwürdiger Herr, in Ruhe und unbekümmert um das Urtheil der blöden Menge sterben; aber wißt, nicht ungerächt werde ich bleiben und wenn auch erst nach dreihundert Jahren, wird es den Bewohnern dieser Stadt klar werden, was das Urtheil der Welt sagen will. Dann wird in den Mauern derselben ein Weib aufwachsen und durch Unthaten ohne Maß und Ziel Verderben über Viele bringen, und zum Würgengel an ihnen werden. *) Eben so schön und gleißerisch wird diese Schlange sein, als ich alt, häßlich und abschreckend

---

*) Wir bemerken, daß diese Sage und Prophezeiung lange vorher in Bremen und der Umgegend bekannt war, ehe noch an die scheußliche Giftmischerin und Mörderin Gesa Gottfried gedacht wurde.

von Gesicht bin; sie wird lange, lange den Anschein für sich haben, wie ich ihn jetzt gegen mich habe; man wird sie, die nur Tod und Verderben in dem vergifteten Herzen brütet, für ein Muster der Frömmigkeit und Tugend halten, bis das Maß ihrer Sünden voll und es an den Tag kommen wird, was der bloße Anschein zu bedeuten hat. Dann, wann diese Prophezeiung in Erfüllung gegangen sein wird — und sie wird in Erfüllung gehen, verlaßt Euch darauf! — fügte sie mit erhobener Stimme hinzu, „dann gedenkt wieder meiner und meines schuldlosen Todes und bringt mein Andenken wieder zu Ehren!"

Mit diesen Worten ging sie mit festen Schritten dem Holzstoße zu, stellte sich ohne Beihülfe der Henker darauf, streckte die Hände zum Himmel empor und rief nochmals mit lauter, kräftiger Stimme: „Ich sterbe unschuldig! Die Erfüllung meiner Prophezeiung wird es der Nachwelt offenbaren!"

Die Flammen wirbelten hoch empor und schon nach wenigen Minuten war von der Kräutersammlerin nur noch ein Häuflein Asche übrig.

Am Tage nach der Hinrichtung der Alten ging in der Stadt das Gerücht, und bestätigte sich späterhin als wahr: der hochgelahrte und berühmte Doctor Stangelius habe sich in der vorangegangenen Nacht in seinem Schlafzimmer erhängt. Was ihn zu diesem Selbstmorde veranlaßt, wußte Keiner, außer vielleicht der alte Diener des

verstorbenen Bürgermeisters Lange, anzugeben; der aber behielt seine trübe Vermuthung bis zu seinem Ende für sich, wo er sie seinem Beichtvater auf seinem Sterbebette mittheilte.

X.

Die Hexe zu Blankenese.

1.

Einige Stunden von Hamburg, hart am Ufer der majestätischen Elbe, an Hügeln malerisch hingestreckt, liegt das Fischer- und Schifferdorf Blakenese, eins der reizendsten Nord-Deutschlands. Die höchste Spitze der Hügelkette, an welcher das Dorf liegt, heißt der Süll-berg und dieser ist in jener sonst flachen Gegend fast eben so berühmt und bewundert, als im großen Deutschland der Blocksberg, auch steht die Aussicht vom Süllberge, wenn sie gleich ganz anderer Art ist, kaum der nach, deren man vom Brocken aus genießt.

Die Bewohner Blankeneses zeichneten sich von frühester Zeit her durch ihren besondern Wohlstand aus, den sie freilich eben so sehr dem Strandsegen, um den noch vor nicht gar langer Zeit sogar in der Kirche gebetet wurde,

als ihrem Fleiße und ihrer Berührigkeit verdankten. Seit mehrern Jahren aber schien sich der Segen vom Dorfe abgewendet zu haben und es ruhte sogar, Allen fühlbar, ein Unsegen auf seinen Bewohnern, so daß diese gänzlich zu verarmen drohten. Wenn die Fischer, lustige Gesänge bei ihrer Abfahrt vom Ufer anstimmend, getrosten Muthes mit der frölichen Hoffnung auf reiche Beute in den blanken Spiegel des Flusses hinausgesteuert waren, kehrten sie mit Anbruch der Nacht mit langen Gesichtern und ohne Sang und Klang zum Ufer zurück, wo harrend und erwartungsvoll die Ihrigen standen. Kaum brachten sie aus dem sonst so fischreichen Flusse soviel heim, um sich selbst eine Mahlzeit davon bereiten zu können, so daß man sogar auf den Märkten der nahe gelegenen großen Städte, Hamburg und Altona, einen fühlbaren Mangel an den beliebten Flußfischen zu spüren begann.

Aber nicht die Fischer allein hatten unter dem Unsegen zu leiden, sondern zugleich auch Ackerbauer und Hirten. Das sonst so üppig stehende und viel austhuende Getreide der Umgegend war meist taub; die mit wohlschmeckenden Früchten sonst beladenen Bäume leer; die besten Schaafe und Kühe trockneten auf, obgleich sie an den Bergabhängen das reichlichste und saftigste Futter fanden, und es gehörte bald zur Seltenheit, daß eine Kuh kalbte oder ein Schaaf lammte.

Noch größer, als sie seither schon gewesen war,

wurde die Bestürzung der Blankeneser, als sich gegen den Herbst des Jahres 1609 mehre große Unfälle hinter einander, ohne erkennbare Ursachen, ereigneten. Feuersbrünste in allein stehenden Schoppen und Ställen, in die man auf keine Weise mit Feuer gekommen war, und durch die nicht allein die Gebäude selbst, sondern auch die darin bewahrten Vorräthe, so wie der Viehstand zu Grunde gingen, erfüllten alle Gemüther mit Furcht und Zagen, indem man einer unvermeidlich scheinenden Armuth entgegen sah. Um eben diese Zeit verschwanden sogar nächtlich mehre Säuglinge aus ihren Wiegen, obschon diese vor den Betten der Eltern gestanden hatten nnd die Thür fest verschlossen gehalten worden war.

Man wird sich die Trauer und das Wehklagen der armen Blankeneser vorstellen können, so wie auch, daß kein Zweifel mehr in ihrem Herzen blieb, daß eine geheime, verderbliche Macht bei allem Diesen im Spiele sei; wie aber einer solchen begegnen? Sie wußten kein Mittel zur Abhülfe zu ersinnen, da Gaben an Gotteshäuser, Processionen und Gebete der Priester nichts verschlagen wollten.

2.

Endlich brachte ein Hirtenbursche, welcher zufällig über Nacht im Freien geblieben und am Abhange des Süllberges eingeschlafen war, Licht in die Sache.

Gegen Mitternacht erwachte der Bursche, wahrscheinlich durch die bereits empfindliche Nachtkühle geweckt. Als er sich aufraffen und eiligen Fußes zur Hütte seiner Eltern zurückkehren wollte, sah er, zu seinem nicht geringen Erschrecken, den Süllberg sich auseinander thun und ein altes häßliches Weib daraus hervorgehen, das auf die Spitze des Hügels trat und, hell vom Vollmond beschienen, sich nach allen Seiten umsah. Als sie das eine Weile gethan hatte, schritt sie vom Berge herab, dem am Fuße desselben liegendan Dorfe zu, und sagte unter einem abscheulichen Hohngelächter, wobei sie die Hände in die Seite stemmte:

„Morgen soll's 'nen hübschen Spektakel im Dorfe geben! Ich will in dieser Nacht allen Kühen und Pferden die Schwänze abschneiden. Es geht doch nichts über die Freude, den Leuten 'nen Schabernack zu spielen! Ha! ha! ha! hab' all mein Lebelang meine Lust daran gehabt und hab' sie noch jetzt?"

Der Bursche war aus Furcht hinter einen Busch gekrochen und hatte sich, um von der Hexe nicht gesehen zu werden, platt auf den Bauch niedergelegt. Er wagte kaum zu athmen, denn wenn die Hexe seiner ansichtig wurde, war es gewiß und wahrhaftig um ihn geschehen! Zu seinem Glücke aber entfernte sie sich bald von der Stelle, wo er halbtodt vor Furcht lag, und kaum hatte er sie aus den Augen verloren, so sprang er auf, eilte

zum Ufer hinunter, machte dort einen Fischerkahn los, stieg hinein und ruderte weit in den Fluß hinaus, auf dem er den Rest der Nacht über blieb, weil ihm allein das Wasser Schutz gegen den Unhold zu gewähren schien. Erst mit Anbruch des Tages landete er wieder, eilte zur Hütte seiner Eltern und erzählte diesen, was er in der Nacht gesehen und gehört hatte. Die wollten ihm nicht glauben; als man aber in den Stall kam, fand man, daß er Wahrheit geredet habe: allen Kühen und Pferden war der Schwanz dicht am Leibe abgeschnitten und die armen Thiere waren nahe am Verbluten.

Ein gleiches Jammern und Wehklagen, als in der Hütte des Hirten, war aber mit Anbruch des Tages in allen Häusern des Dorfes zu vernehmen, und auch nicht ein einziges Pferd, nicht eine einzige Kuh in ganz Blankenese war dem Schicksal entgangen, das die armen Thiere des Hirten betroffen hatte. Als man aber zum Ufer kam, fand man sämmtliche Schwänze, wie zum Hohn der armen Beschädigten, dort hingelegt.

Durch Christian — so hieß der Bursche, dem das nächtliche Abentheuer begegnet war — wußte man nun zwar, woher das Unheil stamme, das auf den unglücklichen Blankenesern lastete; leider aber wußte Keiner ein Mittel anzugeben, demselben abzuhelfen, und so trieb die abscheuliche Hexe nach wie vor ihr böses Spiel, und zwar so, daß die Blankeneser kaum mehr einen andern

Ausweg vor sich sahen, als mit dem weißen Bettelstabe in der Hand auszuwandern und ihr Brot vor fremden Thüren zu suchen.

3.

Obgleich es nun dem Christian und dessen Eltern nicht besser als allen Andern erging und sogar das Brot oft in der Hütte fehlte, so war das doch nicht die schwerste Sorge des schmucken Burschen: er liebte Annen, des stolzen Schulzen schöne Tochter, und war von ihr wiedergeliebt. Indeß konnte trotzdem aus der Heirath der Beiden nichts werden, weil der Schulze sein einziges Kind nimmermehr dem blutarmen Christian gegeben haben würde, zumal da jener vor allen Blankenesern, ungeachtet der Unfälle, die auch ihn betroffen, immer noch am meisten in die Milch zu brocken hatte. Als er einstmals den verliebten Christian bei seiner Anne im traulichen Gekose antraf, wurde der ohnehin sehr jähzornige Mann so aufgebracht, daß er den ihm unwillkommenen Freier seiner Tochter mit Schlägen bedrohte, und, als der arme Bursche beschämt entfloh, ihm höhnend nachrief: „Wenn Du das Dorf von der bösen Hexe befreit haben wirst, dann, aber nicht eher, komm wieder, und Du sollst die Anne haben!"

An diese Worte mußte der Verliebte Tag und Nacht denken; lange aber wollte ihm nichts einfallen, was ihm zum Besitze Annens hätte verhelfen können; endlich jedoch

rief er freudig aus: „Ich hab's!" und damit eilte er erst zum Priester, dann im Dorfe von Haus zu Haus, und sprach mit jedem Hausvater ein paar Worte, worauf dieser allemal erwiederte: „Verlaßt Euch darauf, ich komme mit allen meinen Burschen und dem Gesinde zur von Euch bestimmten Stunde!" Wer war nun froher als unser Christian, der am Ziele seiner Leiden zu sein glaubte und mit Eifer alle erforderlichen Anstalten zur Erreichung seines großen Zweckes traf.

Am Morgen des 24. Dezembers sah man ihn und mehre andre rüstige Bursche des Dorfes große Bündel Stroh und mächtige Holzscheite hinauf zum Süllberg und zwar zu eben der Stelle tragen, wo Christine die Hexe aus dem Berge hatte hervorkommen sehen, und noch vor Anbruch der Nacht war ein großer Scheiterhaufen fertig, dessen Basis aus einer Menge trocknen Strohs bestand.

Als nun die Stunde der Mitternacht herankam, sah man alle Bewohner Blankeneses — denn selbst Greise, Kinder und Weiber hatten nicht fehlen wollen, — ihre Häuser und Hütten verlassen und Alle zogen, den frommen Priester an der Spitze, sämmtlich mit einem Crucifixe versehen, in der größten Stille dem Süllberge zu, dessen Fuß sie, Mann an Mann gedrängt, umfaßten, während Christian selbst, mit einer brennenden Lunte und auch mit einem Kreuze bewaffnet, sich den gefährlichsten Posten, dicht neben dem Scheiterhaufen, erwählt hatte.

Eine erwartungsvolle Stille herrschte, so daß man ein Mäuschen hätte knuspern hören können. Da tönte es Mitternacht von der nahen Dorfkirche, und kaum war der letzte Schlag verhallt, so that sich der Berg auf und die Hexe trat aus der Oeffnung hervor. Da sie den Scheiterhaufen vor sich sah, blickte sie wild um sich und gewahrte sogleich beim hellen Mondenschein des kühnen Burschen. Voll Ingrimm wollte sie auf ihn zuspringen, um ihm das Garaus zu machen; er aber hielt ihr, Gott und den Erlöser anrufend, muthig das Kreuz entgegen, bei dessen Anblick sie heulend entfloh und den Berg hinabstürzte, um das Weite zu suchen. Wohin sie sich aber auch wandte, wurde ihr von Männern, Weibern und Kindern das Kreuz entgegengestreckt und dabei schritt man immer mehr vorwärts, so daß der Kreis, in dem sie sich bewegte, immer enger wurde und ihr zuletzt nur noch die Stelle übrig blieb, wo der Scheiterhaufen errichtet war. In diesen sprang sie jetzt hinein, um die Oeffnung im Berge zu erreichen und diese hinter sich zuschließend, sich ihren Verfolgern zu entziehen. Dafür war aber gesorgt denn gerade vor der Oeffnung hatte der fromme Priester Posto gefaßt und hielt ihr ein großes Crucifix unter Bannsprüchen entgegen, so daß sie entsetzt zum Scheiterhaufen zurückwich.

Den Augenblick aber hatte Christine nur erwartet: mit kräftigem Athem blies er die glimmende Lunte an

und schelterte sie dann in das Stroh des Scheiterhaufens, aus dem sofort die hellen Flammen, genährt durch die scharfe Nachluft, empor wirbelten, die in wenigen Minuten die furchtbar heulende Hexe verzehrt hatten.

Gegen den Frühling aber gab's eine fröhliche Hochzeit in dem nun wieder gesegneten Dorfe Blankenese, und als der glückliche Christian mit der schönen Anne, unter dem Geläute der Glocken zur Kirche ging, da gab's nicht Einen, der ihm sein Glück nicht von ganzem Herzen gegönnt hätte!'

XI.

Die alte Liebe.

Ritzebüttler Volkssage.

1.

Zu Cuxhafen, nahe bei der Mündung der Elbe, lebten vor vielen langen Jahren zwei Schifferfamilien in Lieb und Eintracht miteinander, die sich schon von Vater auf Sohn bei ihnen fortgeerbt hatte.

An den langen Winterabenden, wenn die Schiffahrt ruhte, saßen gewöhnlich die Männer beisammen und schwatzten bei einem Kruge Bier von ihren frühern weiten und oft gefährlichen Seefahrten und machten auch wohl

gelegentlich einmal ein Projectchen, wie sie, die trotz der vielen gehabten Arbeit und Mühe nicht eben reich geworden waren, am Abende ihres Lebens noch zu Geld und Gut kommen wollten. „Denn,“ bemerkte Bahlmann, der eine Nachbar, wohl einmal, „es wäre doch hübsch, wenn auch wir noch kennen lernten, wie's den reichen Leuten zu Muthe ist.“

— „Freilich,“ versetzte Stauffer, der andre Nachbar, „man könnte sich das schon gefallen lassen; aber mich dünkt, wir haben auch so schon dem lieben Herrgott für viel Gutes zu danken: sind wir doch den vielen und großen Gefahren in unserm schweren Berufe glücklich entronnen, und sind wir nicht überdies durch unsre hübschen und wackern Kinder gesegnet? Eure Tochter, die schmucke Else, sucht Ihresgleichen an Fleiß, Zucht und Ehrbarkeit, und was meinen Lorenz anbetrifft, so möcht' ich — ohne mein eigen Fleisch und Blut zu rühmen — mir keinen bessern Sohn wünschen.“

— „Ich danke Euch, Nachbar Stauffer, für das meiner Else ertheilte Lob und stimme in das Eures Lorenz von ganzer Seele ein,“ versetzte Bahlmann. „Wollte doch Gott, daß aus den Beiden ein glückliches Paar würde; ich für meinen Theil, wollte keinen Andern so gern zum Schwiegersohn haben, als eben Euren wackern Lorenz!“

— „Nun, wer weiß, ob die Herzen der Beiden

sich nicht noch einmal finden?" war Stauffers Antwort; „aber lieber müßten sie sich, denn sonst giebt's keine glückliche Ehe. Sollt's so kommen, wie wir Alten wünschen," fügte er nach einem kurzen Nachdenken hinzu, „dann trete ich dem Lorenz mein Schiff ab und beziehe mit meiner Hausfrau das Altentheil. Er mag denn sein Glück suchen und unser Brot bis an unser Ende geben."

— „Ja, und was mein ist, krigt die Else ja auch einmal," war Bahlmanns Antwort. „So ganz arm sind wir ja auch nicht, und was die Beiden nicht hätten, könnten sie sich ja noch erwerben, da sie jung, fleißig und rüstig sind."

So plauderten und projectirten die guten Alten und die Jungen hatten nichts dagegen einzuwenden: im Gegentheil, sie liebten sich so herzlich, daß sie nicht ohn' einander leben zu können glaubten, und da Andre das bemerkten, betrachtete man sie schon als Braut und Bräutigam.

Da, als Alle bereits der Erreichung ihrer liebsten Wünsche ganz nahe waren, zerstörte ein schreckliches Ereigniß ihr erträumtes Glück. An einem stürmischen Herbstabende wurden bie beiden Nachbarn fast zu gleicher Zeit in hoher See eines großen Schiffes gewahr, das mit dem furchtbaren Sturme kämpfte und ein Nothsignal nach dem andern gab.

— „Hier gilt's, Menschenleben zu retten," sagte

Stauffer zu seinem Nachbar. „Das Schiff wird den Hafen nicht mehr erreichen können weil es zu viel Wasser im Raume hat; seht nur, wie tief es schon geht! Die Mannschaft können wir aber mit Gottes Hülfe noch bergen, wenn wir die Ladung auch dem Meere überlassen müssen.“

— „Der See geht aber sehr hoch, Bruder,“ versetzte nachdenklich Bahlmann und blickte zugleich mit besorgten Blicken in das fürchterlich aufgeregte Element hinaus, dessen Wellen sich schäumend und zischend gegen das Ufer brachen. „Keiner als wir Beiden, ich möcht's beschwören,“ fuhr er fort, „würd' es wagen, sich bei solchem Wetter und bei solcher See hinaus zu begeben.“

— „Wir aber wagen's trotz dem, nicht wahr, Nachbar Bahlmann?“ entgegnete ihm Stauffer mit bewegter Stimme. „Dürften wir uns doch keine Christen mehr nennen, wenn wir die Hände in den Schooß legten und unsre armen Mitmenschen da drüben ihrem Schicksale überließen!“

— „Und ich, Vater uud lieber Nachbar,“ nahm der eben mit anwesende Lorenz das Wort, „ich begleite Euch; nicht so, Ihr erlaubt's mir?“

— „Wir beiden Alten wollen hinaus, Du aber bleibst hier, und damit Basta!“ sagte der Vater gebieterisch, und welche Vorstellungen der Sohn auch noch machen mochte, es blieb wirklich dabei.

Indeß sahen die beiden furchtlosen Männer sich vergebens nach Beihülfe um: kein Anderer wollte sich dazu hergeben, das Wagstück mit ihnen zu bestehen. Dies machte sie aber nicht irre, und ehe man sich's versah, kämpfte ihr Schifflein schon mit Sturm und Wogen. Ach! kein glücklicher Erfolg krönte so viel Muth und Menschenliebe! Dem großen Schiffe schon auf eine Kabbeltaulänge nahe, schlug ihr Schifflein um und die beiden braven Männer ertranken! Nicht einmal der Trost wurde den betrübten Ihrigen, ihre Leichen der Erde übergeben zu können: das empörte Element behielt sie und sie wurden wahrscheinlich die Beute der Raubfische.

2.

Der Tod der Väter war für die beiden Liebenden in doppelter Beziehung ein Unglück zu nennen. So innig sich die beiden Männer auch geliebt hatten, so sehr feindeten sich die Mütter an. Besonders aufgebracht war Elsens Mutter gegen die des Lorenz und somit auch gegen diesen selbst, und obschon die Tochter, nachdem das Trauerjahr um war, ihre Mutter fast fußfällig um ihre Einwilligung zu der Verbindung mit dem Geliebten bat, so betheuerte diese doch mit einem Schwur: sie solle nun und nimmermehr die Frau des „nakten Lorenz“ werden und könne, hübsch wie sie sei, schon auf einen begüterten Freier rechnen.“

Das Schiff nämlich, worin die beiden Väter sich in die See hinaus gewagt hatten, war das Eigenthum des braven Stauffer und fast sein einziges Besitzthum gewesen, und die Wellen hatten dieses eben so gut verschlungen, als sie die muthigen Männer begraben hatten, so daß Lorenz jetzt in der That ein blutarmer Bursche war.

Wenn aber Elsens Mutter in Bezug auf den wackern Lorenz eigensinnig war, so hielt auch die Tochter, was sie dem Geliebten gelobt hatte, nähmlich: nie eines Andern Frau zu werden. Zwar meldeten sich, da sie hübsch und brav, auch nicht ganz arm war, der Freier genug und unter diesen manche nach ihrer Art reiche, Alle aber wurden abgewiesen, wie die Mutter auch keifen mochte.

Lorenz, von seiner Seite, hielt die Elsen geschworene Treue eben so fest und wenn seine Mutter ihm vorstellte, daß es besser sein würde, wenn er sich die Else gänzlich aus dem Sinne schlüge und seine Blicke auf andre Mädchen wendete, dann antwortete er ihr: „Das hätt' die Else mit ihrer Treue gewiß und wahrhaftig nicht um mich verdient! Und gebt Acht, Mutter," fügte er dann wohl mit zuversichtlichem Tone hinzu, „ich bekomme die Else doch noch, wenn ich mir nur erst etwas Geld und Gut erworben haben werde!"

Aber ach! so viel Liebe und Treue wurde nicht vom Glücke gekrönt! Lorenz unternahm die größten und gefährlichsten Seereisen, besuchte die entferntesten Länder,

kämpfte mit den größten Gefahren und Mühseligkeiten; aber er war und blieb arm und hatte sogar Noth, seine alte Mutter gegen bittern Mangel zu beschützen.

So schwand den Liebenden ein Jahr nach dem andern im vergeblichen Hoffen und Harren hin; so waren endlich sogar funfzehn Jahre dahin geschwunden und Nichts hatte sich in ihren Verhältnissen, aber auch nichts in ihrem Herzen verändert. Else war aus einem schönen, blühenden Mädchen von 20 Jahren, eine verblühte Jungfrau von 35 geworden und doch liebte sie den auf allen Meeren dem Glücke nachjagenden Lorenz wie ehemals und auch er liebte die durch Gram und Sorge Verblühte ganz noch wie früher.

Da schien sich endlich der Himmel ihrer treuen Liebe erbarmen zu wollen: Elsens harte, unerbittliche Mutter gesegnete das Zeitliche und auf ihrem Sterbebette änderte sich ihre Gesinnung so, daß sie den beiden Liebenden ihren Segen ertheilte. Lorenz, der aber zu Hause war, als Else die frohe Kunde brachte, rief seiner alten Mutter jubelnd zu: „Hab' ich's Euch nicht gesagt, Mutter, daß die Else doch noch mein Weib würde?"

3.

Es war ein Jahr nach der Hochzeit der Beiden, um die Zeit des Spätherbstes, als Else der Rückkehr ihres geliebten Mannes mit Besorgniß entgegensehend, sich trotz

des Sturmes und Regens nach einem Vorwerke hinausbegab, das, eine halbe Stunde hinter Cuxhafen, wie eine Landzunge, sich tief in die Elbe hinausstreckt. Von dort aus konnte sie ungehindert den Blick weit in die stürmische Nordsee hinaussenden, auf der sich ihr Lorenz, von der Felseninsel Helgoland zurückkehrend, jetzt eben befand. Immer furchtbarer tobte der Sturm, immer höher gingen die Wellen, die sich brausend wie ferner Donnerhall, gegen das Ufer brachen. Zwar legte sich dann und wann der Sturm auf Augenblicke, aber nur um wie mit größerer Gewalt wieder zurückzukehren.

Unverwandten Blickes, mit starrem Auge, blickte die arme Else in das furchtbar tobende Meer hinaus und hatte nicht einmal bemerkt, daß sich ein Hirtenknabe zu ihr gesellt, der sie mit neugierigem und verwunderten Blicken betrachtete, da sie sich bei solchem Wetter in nur leichter Bekleidung auf das Vorwerk hinausgewagt.

In eben dem Augenblick, wo der Knabe ganz nahe zu ihr getreten war, entfuhr den vor Frost und Kälte bebenden Lippen Elses ein Freudenruf: sie hatte das Schifflein ihres Lorenz an der Bauart und Flagge erkannt. Pfeilschnell schoß das Schiff, gegen Sturm und Wellen ankämpfend, daher und o Wunder! troß der weiten Entfernung schien auch Lorenz seine Else erkannt zu haben, denn er schwenkte sein weißes Tüchlein zu mehren Malen. Da aber erhob sich der Sturm mit erneuter Gewalt und

Else sah das Schiff von den Wellen begraben, sah ihren Lorenz einige Augenblicke, das weiße Tüchlein schwenkend, mit den Wogen kämpfen und dann in die unermeßliche Tiefe hinabsinken!

— „Lorenz! Lorenz!" rief die Verzweifelnde, „ich kann nicht ohne Dich leben und folge Dir!" Mit diesen Worten stürzte sie sich in die brausenden Wogen, die erst am folgenden Tage die Leiche Elsens wieder zurückbrachten. An dem Tage aber, wo man die Leiche der treuen Liebenden dem Mutterschooße der Erde übergab, lief von Helgoland die Kunde ein: daß Lorenz in eben der Stunde, aber ganz nahe bei der Felseninsel, worin er sich seiner Else gezeigt hatte, mit allen seinen Begleitern im stürmischen Meere umgekommen sei. Da die Entfernung zu groß war, als daß Else den Untergang des Geliebten von dem Vorwerke hätte sehen können, war es also nur um eine Erscheinung gewesen, die ihr den Tod ihres Lorenz verkündigt hatte.

* *
*

Eben so groß als allgemein war das Bedauern, das man dem Loose der beiden Liebenden weihte, und das Vorwerk, von dem sich Else in's Meer stürzte, um ihren geliebten Lorenz nicht zu überleben, führt heutigen Tages noch, zum ewigen Andenken an die traurige Begebenheit, den Namen: „die alte Liebe."

XII.

Die Todtenhand.

Lübeckische Volkssage.

1.

Dem, welcher die berühmte Domkirche zu Lübeck besucht, wird unter andern Merkwürdigkeiten auch eine vertrocknete Menschenhand gezeigt und wenn er sie hören mag, nachstehende Sage dabei erzählt:

An einem stürmischen Frühlingsabende trat der Schiffer Gerhard Wik zu seiner Frau ins Zimmer und kündigte ihr an, daß er den Entschluß gefaßt habe, sich nach langer Ruhe wieder aufs Meer begeben zu wollen. Gertrude, so hieß seine Ehegenossin, erschrak nicht wenig, als er ihr dies sagte, indem die Eheleute Vermögen genug gesammelt hatten, um sorgenfrei leben zu können und sie sich vor den Gefahren fürchtete, denen Gerhard sich, wie sie meinte, ohne Noth, anf's Neue aussetzen wollte. Die gute Frau wandte Dies und Jenes ein, um ihn von seinen Entschlusse abzubringen, und darunter auch, daß es schon ihres einzigen ihnen noch übrig gebliebenen Kindes, des Eberhard wegen, gut sein würde, wenn er, um diesen zu leiten und zu beaufsichtigen, daheim bliebe. — „Eben um den will ich wieder reisen," versetzte Gerhard mit einem Seufzer. „Der Junge ist auf dem

Wege, ein Taugenichts zu werden und daran will ich ihn zu verhindern suchen, indem ich ihn mit mir nehme und zur Arbeit anhalte. Rede mir nicht weiter d'rein, liebes Weib," fügte er nach einer Pause hinzu: „ich habe Alles wohl erwogen und es bleibt dabei, was ich gesagt habe. Lassen wir den Gerhardt so fort leben, wie er bisher that, so erleben wir Schimpf und Schande an ihm.

Am nächsten Morgen, als Eberhard eben wieder das Elternhaus verlassen wollte, um mit lustigen Freunden einen wüsten Tag zu verleben, rief ihn der Vater zu sich und kündigte ihm an, daß er ihn auf einer neuen Seereise begleiten solle. Er war auf Widerspruch von Seiten des Sohns gefaßt gewesen, und daher nicht wenig überrascht, als dieser mit Freuden einwilligte. Zum Erstenmale nach langer Zeit reichte der Vater dem Sohne freundlich wieder die Hand und willigte gern in die Bitte desselben, den Tag mit einigen Freunden zubringen zu dürfen.

Der Tag der Abreise der Beiden war endlich da und der Schmerz der Gattin und Mutter nicht gering, da sie dem unsichern Elemente ihr Liebstes, Gatten und einziges Kind, jetzt zugleich anvertrauen sollte, und auch Eberhard schien gerührt zu sein; indeß war es nicht der Kummer um die Trennung von der gegen ihn nur allzuzärtlichen und nachsichtigen Mutter, der sein Gesicht so ernst machte, sondern vielmehr der Gedanke an die vielen

Freunde und Genossen, die er zurücklassen und das ernste Leben, das für ihn beginnen sollte. Erst als das Ziel der Reise, eine Seestadt in Liefland erreicht worden war und Eberhard wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlte, wurde ihm wieder wohler und gern ließ er es sich gefallen, daß ihn sein Vater zu seinen Freunden in der Stadt führte, um ihn mit denselben bekannt zu machen, weil er durch diese Bekanntschaften einige Zerstreuungen und Lustbarkeiten erhoffen durfte.

2.

In dem Gasthofe, worin die Beiden abgestiegen waren, hatte Eberhard die Bekanntschaft eines Fremden gemacht, der, wie er vorgab, seiner Gesundheit wegen reiste und dem Jünglinge ausnehmend wohl gefiel, schon weil derselbe zu allen nur erdenklichen Vergnügungen aufgelegt war und nicht selten ganze Nächte mit ihm verschwärmte und verjubelte, so daß er sein schlechtes Leben, ganz wie zn Lübeck, hier wieder anfangen und fortführen konnte.

Seither hatten sich Eberhard und der Fremde immer nur im Gastzimmer getroffen und letzterer es, wie es schien, absichtlich vermieden, seinen jungen Freund auf sein Zimmer zu nöthigen. Einst aber erlaubte es sich Eberhard troß dem, Herrn Paul Lichtenstein — so ließ der Fremde sich nennen — daselbst aufzusuchen, um ihm eine Mittheilung zu machen, und war nicht wenig

überrascht, als er, statt desselben ein schönes junges Mädchen antraf, das sich ihm nach der ersten Begrüßung als die Tochter seines neuen Freundes kund gab.

Der Jüngling konnte nicht satt werden, die über alle Beschreibung schöne Jungfrau anzusehen und es ärgerte ihn fast, als bald nach ihm Herr Paul ins Zimmer trat, obgleich dieser ihn nicht nur auf's Freundlichste begrüßte, sondern sogar seiner Tochter Regina den Auftrag ertheilte, für ein splendides Frühstück zu sorgen. Diese that, was ihr befohlen worden war, zeigte sich aber dann nicht wieder, und Eberhard, so sehr es ihn auch drängte und plagte, hatte nicht den Muth, nach ihr zu fragen.

3.

Der Schiffer Wyk hatte indeß, nur schwach von seinem Sohne unterstützt, seine vielen Geschäfte in der Stadt vollendet, auch eine reiche Rückladung bekommen und an Bord gebracht, so daß er nur einen günstigen Wind abzuwarten brauchte, um wieder in Se gehen zu können. Damit war aber Eberhard so unzufrieden, als möglich, da Regine ihn in unzerreißbare Liebesbanden geschlagen hatte, freilich mehr durch ihre Schönheit, als durch ihr sonstiges Wesen, das so launen- und wechselhaft als möglich war. Bald zeigte sie sich ausgelassen vergnügt, und dann auch zuvorkommend gegen den jun-

gen Mann, bald aber wieder so verdrießlich und verstimmt, daß kaum ein Wort aus ihr herauszubringen war; bald zeigte sie eine unverkennbare Zuneigung gegen Eberhard, dann aber stieß sie ihn wieder wie einen überlästigen Menschen zurück, so daß er nie wußte, wie er mit ihr daran sei. Statt aber durch dieses unbestimmte Wesen abgeschreckt zu werden, trug es nur dazu bei, seine Leidenschaft zu vermehren und ihn immer fester in Fesseln zu schlagen.

Am vorletzten Abende vor der Abreise saß Eberhard bei Lichtenstein auf dessen Zimmer und schaute betrübt vor sich nieder, während Regine neben dem Fenster mit einer Handarbeit für den nun bald Scheidenden beschäftigt war. — „Nur nicht so muthlos und verzagt!" rief Herr Paul dem jungen Manne, ihm die Hand auf die Schulter legend, zu. „Wir werden uns bald in Eurer Vaterstadt wiedersehen, denn hier ist für mich doch nichts zu machen."

— „Wenn das Eure Absicht ist," rief Eberhard freudig überrascht, so kommt gleich mit uns: unser Schiff ist ein schneller Segler und wir haben hübsche Gelegenheit für Passagiere am Bord."

„Das ist leichter gesagt als gethan," versetzte Herr Paul; „aber Ihr habt Recht," fügte er nach einer Pause hinzu: „die Gelegenheit ist gut und ich nehme Euren Vorschlag an. Alles Andere wird sich schon finden."

Wer war glücklicher, als Eberhard! Auf der Stelle ging er zu seinem Vater und zeigte diesem an, daß sich noch zwei Passagiere gefunden hätten, und der alte Wyk war damit sehr zufrieden, da ihm dieser Umstand uoch einen guten Nebenverdienst versprach.

Eine Stunde nach Abgang des Schiffes, das bei einem guten Winde pfeilschnell dahin flog, traten Gerichtsdiener in das Wirthshaus, worin Herr Paul seither mit seiner Tochter logiert hatte, um den Künstler, wie sie ihn nannten, fest zu nehmen und waren nicht wenig mißvergnügt, als sie das Nest leer fanden.

Die Reise ging indeß über alle Erwartung glücklich von Statten, und nach schneller Fahrt tauchten die Thürme Lübecks bald aus dem Meere hervor, die aber der alte Wyk diesmal nicht mit der gewohnten Freude begrüßte, obgleich er hoffen durfte, sein geliebtes treues Weib bald wieder in seine Arme zu schließen.

4.

Kaum war Eberhards Rückkehr ins Elternhaus bekannt geworden, so fanden sich auch schon die alten Freunde und Bekannten wieder ein und das frühere Lotterleben hatte seinen Fortgang. Es versteht sich wohl von selbst daß der Eitle alle diese sogenannte Freunde bei Herrn Paul einführte, um ihnen seine Eroberung, die schöne Regine, zu zeigen, und der Vater derselben forderte ihn

auf, nur immerhin seine Freunde und Bekannten zu ihm zu bringen, da er sich nicht glücklicher als im Kreise froher junger Leute fühle, denen er überdies Lehrer sein könne.

Auf diese Weise wurde sowohl die außerordentliche Schönheit Reginens, als die Freundlichkeit und Gastfreundschaft Herrn Pauls bald in der ganzen Stadt bekannt und sein Haus vom Morgen bis zum Abende von jungen Gecken belagert; denn wer hätte das schöne Mädchen wohl sehen können, ohne sich sterblich in dasselbe zu verlieben? Indeß war der Vater klug genug, seine Tochter nicht jeden Tag den Blicken der verliebten Jünglinge auszustellen, vielmehr durfte sich Regine nur dann und wann, und auch nur auf kurze Zeit, zeigen.

Eberhard hatte sich, ohne es zu wissen, durch die Einführung seiner Freunde bei Herrn Paul, eine große Qual bereitet, er wurde bald auf Diesen, bald auf Jenen eifersüchtig, je nachdem Regine freundlich gegen die Mitbesucher des Hauses war. Endlich ertrug er seine Leiden nicht länger und sprach gegen Lichtenstein von seiner Absicht, Regine zu seiner Gattin machen zu wollen.

— „Dem steht noch Viel im Wege," versetzte Herr Paul, nachdem er ihn ruhig angehört hatte. „Erstlich weiß ich nicht, ob Regine Euch zum Manne haben will, und dann, seid Ihr mit Euren Eltern darüber einig, ob sie meine Tochter zur Schwiegertochter haben wollen? Habt Ihr sie schon darum befragt?"

— „Das that ich," stotterte Eberhard; „aber" .....

— „Aber?" forschte Herr Paul und sah den Jüngling mit seinen durchdringenden Blicken so fest an, daß er seine Augen zur Erde senken mußte. „Nun, ich verstehe," fuhr er höhnisch fort: „Eure Eltern wollen von der Heirath nichts wissen, und somit hat der Spaß sein Ende. Ich werde schon einen andern Mann für meine Tochter finden, verlaßt Euch darauf!"

— „Sie soll mein werden, Euch, den Eltern, ja, Himmel und Hölle znm Trotze!" rief jetzt der außer sich gebrachte Eberhard.

— „So?" war die Antwort Herrn Pauls. „Aber Ihr gefallt mir so, mein junger Freund! Hätte ich Euch doch kaum so viele Entschlossenheit und Festigkeit zugetraut, als ich jetzt an Euch wahrnehme, und wenn ihr darin beharrt, könnt Ihr doch noch mein Schwiegersohn werden."

Diese Worte richteten den fast Verzweifelten wieder auf und sein Gesicht erheiterte sich noch mehr, als die schöne Regine sich zeigte und gerade diesmal besonders freundlich gegen ihn war.

Im Uebrigen war Eberhards Lage so schlecht als möglich: seine Kasse, durch reiche Geschenke an die Geliebte und durch lockeres Leben erschöpft, erheischte frischen Zufluß, schon um es seinen vielen Nebenbuhlern gleich thun zu können, die sich gleich ihm mit Geschenken an

das schöne Mädchen ruinirten, und seiner allzuschwachen Mutter hatte er bereits alles abgelockt, worüber sie gebieten konnte. Die große Noth, worin er sich befand, zwang ihn endlich, sich an seinen Vater zu wenden; der aber war unerbittlich und überhäufte ihn obendrein mit gerechten Vorwürfen. Da er nun nicht mehr aus noch ein wußte und jeden Augenblick fürchten mußte, durch einen reichern Bewerber bei Reginen ausgestochen zu werden, kam er auf den Einfall, bei Wucherern Geld auf seines Vaters Namen aufzunehmen, und da der alte Wyk als ein wohlhabender, ja, sogar als ein reicher Mann bekannt war, glückte ihm das. Aber nicht lange, so meldeten sich die Gläubiger des Sohnes beim Vater und der bezahlte nach einigem Zögern auch, aber er fügte die Warnung hinzu, Eberharden nichts mehr zu borgen, weil er seine fernern Schulden nicht tilgen würde.

Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß Eberhard sich darnach sehnte, von einem solchen Zwange befreit zu sein, und das Schicksal erfüllte seinen Wunsch: der strenge Vater erkrankte und starb. Aber ach! es zeigte sich nach Wyks Tode, daß er in der letzten Zeit nicht glücklich in seinen Geschäften gewesen war und, nachdem er des Sohnes Schulden getilgt, so gut wie gar nichts hinterlassen hatte. Eberhard glaubte indeß nicht daran, daß sein Vater all sein Erworbenes eingebüßt habe, sondern tröstete sich mit der Meinung: seine Mutter be-

haupte das nur, um seinen Verschwendungen Einhalt zu thun, und in diesem unglückseligen Glauben setzte er sein früheres Leben fort.

5.

Je ärmer nun aber Eberhard, und mit ihm seine arme alte Mutter wurde, je mehr Reichthum und Pracht entfaltete Paul Lichtenstein? zugleich aber litt auch sein Ruf mehr und mehr; und schon sagte man in der Stadt laut und unverholen: er gebrauche seine schöne Tochter als Lockvogel, um unbesonnene junge Leute auszuplündern. Andere waren der Meinung, daß er ein Goldmacher sei und mit dem Bösen einen Packt geschlossen habe. Unter diesen Umständen konnte Eberhards Mutter nicht umhin, ihren Sohn vor dem Umgange mit so verrufenen Leuten zu warnen; aber sie that es vergebens, da eine allzu große Leidenschaft den Unglücklichen verblendete.

Zu dieser gesellte sich bald eine zweite: das Spiel, das Eberhard ergriffen hatte, um sich der Sorgen um Regine zu entschlagen, mit der er noch immer auf gleichem Fuße stand.

An einem Abende spät saß die arme Mutter in der Stube und dachte voll Sorge an die Zukunft ihres Sohnes, als dieser mit wilden, verzerrten Mienen zu ihr eintrat und mit Ungestüm Geld von ihr forderte. Er hatte Alles verspielt, und am folgenden Tage war Reginens

Geburtstag, zu dem er ein reiches Geschenk für sie haben wußte, um nicht hinter seinen Nebenbuhlern zurück zu stehen. Die Mutter hatte ihm nichts mehr zu geben und betheuerte es ihm mit Thränen. Er aber glaubte ihr nicht und verlangte gebieterisch die Schlüssel zu ihren Truhen. Da die arme Mutter vielleicht noch eine kleine Summe zurück gelegt haben mochte — denn wovon sollten sie sonst leben? — verweigerte sie ihm die Schlüssel; da ergriff ihn eine unaussprechliche Wuth: er warf sich auf die Mutter und, da sie sich gegen ihn sträubte, erfaßte er sie bei ihrem grauen Haar und schlug sie, bis sie zur Erde sank, worauf er ihr die Schlüssel entriß und damit zu der Truhe eilte, worin sie ihr Geld zu verwahren pflegte.

— „Fluch der Hand, die die Mutter schlug! Fluch Dir!" rief die unglückliche Mutter außer sich. „Mir wird bald im Grabe Ruhe werden, aber nicht Dir, frecher Bösewicht!" Eben schlug es Mitternacht vom nahen Thurme, als sie diese Worte sprach, und mit dem letzten Schlage verhauchte sie ihren Geist!

Eberhard war, von Entsetzen erfaßt, entflohen. In das Haus wagte er sich nicht wieder zurück, sondern trieb sich die Nacht über in den Gassen umher. Als er mit Anbruch des Tages zu Paul Lichtensteins Wohnung kam, sah er diesen, und auch die schöne Regine, durch Häscher gefesselt fortführen.

— „Was giebt's hier?" fragte er einen der Häscher.

— „Wir haben dem Petern lange nachgespürt und ihn und seine saubre Tochter endlich ertappt. Sie waren es, die die Stadt in der letzten Zeit so unsicher machten und alle die vielen Einbrüche verübten, durch die so Viele ihres Hab und Guts beraubt wurden,“ war die Antwort.

Eberhard stürzte, wie von Furien gejagt, fort. Am andern Tage brachten Fischer von Gothmund seinen in der Trave gefundenen Leichnam zur Stadt und als ein Selbstmörder wurde er im Armensünder-Eckchen auf dem Kirchhofe begraben.

* *
*

Der Fluch der Mutter aber ging an dem Elenden in Erfüllung: Eberhard fand selbst im Grabe keine Ruhe. Die Hand, womit er die Mutter geschlagen, wuchs aus dem Grabe hervor, zur Warnung für Andere. „Mit einer Ruthe wurde sie,“ wie der Chronist berichtet, „einige Male zurück in die Erde gepeitscht, dann aber, da sie immer wieder hervorwuchs, abgeschnitten und im Dome aufbewahrt,“ wo sie noch jetzt gezeigt wird.

Aber auch so hat Eberhard noch keine Ruhe. Bei jedem Vollmond öffnet sich um die Mitternachtsstunde sein Grab und mit schwankendem Schritt, fest in sein Leichentuch gewickelt, geht er an das Grab seiner Mutter. Dort steht er mit stieren Augen und richtet seine erloschenen Blicke auf den Grabhügel, seufzt tief und schwer auf und kehrt dann in sein eigenes Grab zurück.

Paul Lichtenstein, zahlloser Schändlichkeiten überführt, endete sein Leben auf dem Hochgerichte, während man mit Reginen milder verfuhr.

Nachdem sie viele Jahre gefangen gesessen hatte, ließ man sie wieder frei und hörte seitdem nichts weiter von ihr.

XIII.

Die Sage vom Pilatuspool in Hamburg.

1.

Um das Jahr 1540, das für Hamburg mit so drohenden Anzeichen begann, wohnte in dieser Stadt ein alter Jude, der, seltsam genug, den römischen Namen **Pilatus** führte, und zwar in der Gegend, die nach ihm bis auf den heutigen Tag in Folge einer schauderhaften Begebenheit benannt wird.

Die Gemüther waren in jenem unheilvollen Jahre durch ein Meteor — „ein großes Flammenzeichen" nennt es der Chronist — auf eine ungewöhnliche Weise aufgeregt. Dieses zeigte sich am 3. Januar über der Stadt und in der Charwoche erhob sich ein Orkan, wie man ihn noch

nie erlebt zu haben erinnerte. Allgemein schrieb man diese Naturerscheinungen einer verborgenen, der Stadt feindseligen Macht zu und sah daher mit Angst und Zagen der nächsten Zukunft entgegen, die, so glaubte man, nach dem drohenden Flammenzeichen zu urtheilen, in ihrem Schooße noch Furchtbareres tragen müsse.

Diese Befürchtung war auch nicht unbegründet; denn kaum hatte man sich einigermaßen von dem Kummer über den Verlust von 182 großen, mit kostbaren Gütern beladenen Schiffen erholt, die bei dem Sturme in der Charwoche zu Grunde gegangen waren, so brach ein noch furchtbareres Unheil über die gute Stadt herein, indem man sich nicht verhehlen konnte, daß eine tödtliche Seuche in ihren Mauern herrsche, die, nach der Heftigkeit, womit sie von Anfang an auftrat zu urtheilen, Hamburg gänzlich zu entvölkern drohte.

Zufällig hatte sich die Seuche zuerst in dem Stadttheile gezeigt, wo der alte Pilatus wohnte und der einer der ärmlichsten und schlechtesten war, weshalb man auch die armen Juden, die nicht wohnen durften, wo sie wollten, dahin verwiesen hatte. Von seinem sauer erworbenen und unter bittern Entbehrungen zusammengesparten Gelde hatte sich Pilatus ein altes baufälliges Haus, hart am Walle, ohngefähr an der Stelle, wo man später die Nachtwache erbaute, als Eigenthum erworben, um hier den Rest seiner Tage, deren, seines hohen Alters

wegen, nur noch wenige sein konnten, in Friede und Abgeschiedenheit zu verbringen.

Dem Handel und Wandel hatte er längst entsagt und überhaupt nicht mehr zu erwerben gestrebt, als eben nöthig war, sein Leben bis zu Ende seiner Tage nothdürftig zu fristen. Er sah es schon als ein großes Glück an, daß er nicht mehr mit dem Bündel auf dem Rücken, ein Ziel des Gespötts der rohen Gassenbuben, von Haus zu Haus zu wandeln brauchte, um seine Waaren an den Mann zu bringen.

Seine einzige Freude war ein Gärtchen, das, keine dreißig Schritte lang und breit, an der Seite seines Hauses lag, hinten vom damals so hohen Stadtwall, links von einem stinkenden Pfuhl, den das Volk den Pool nannte, begrenzt und nach der Straße zu durch eine hohe Planke gegen Blicke Neugieriger geschützt wurde. Mitten in diesem Gärtchen stand ein Apfelbaum, der zwar so alt, ja wohl gar viel älter, als sein Besitzer war, sich aber trotzdem Jahr aus, Jahr ein mit dem reichsten Blüthenschmuck bekleidete, auch in manchem Herbste noch einige saftige Früchte trug. Unter diesem Baume hatte sich Pilatus mit seinen alten, zitternden Händen eine Bank gemacht und saß darauf, wenn der Lenz wiederkehrte, in seinem langen, faltigen Gewande und schaute mit Behaglichkeit zum blauen Himmel, in die schönen rosenrothen Blühte empor, während sein Ohr mit Entzücken dem Ge-

zwitscher des Vögleins lauschte, das sich in die Zweige seines Baumes verirrt hatte. Das Vöglein, welches sich auf dem Wipfel im goldenen Sonnenschein wiegte, hatt's zwar besser, als der alte Jude unten im Gärtchen, welches, von nebenstehenden hohen Gebäuden umschlossen, nur selten von einem Sonnenstrahle erwärmt wurde; allein trotz dem beneidete der gute Pilatus das glücklichere Geschöpf nicht, sondern war zufrieden mit seinem stillen Plätzchen, das, wenn auch keine farbige und duftende Blumen, doch hie und da ein Grashälmchen zeigte, worauf sich in hohen Sommertagen ein Käferlein wiegte, und das zu zertreten, der Alte sich sorgfältig hütete.

2.

An der andern Seite des angedeuteten Pfuhls oder Pools wohnte zu eben der Zeit ein noch rüstiger Mann mit Weib und Kindern. Er war ein Goldarbeiter von Profession, geschickt in seiner schon damals sehr geachteten Kunst und erfreute sich in Folge seines Fleißes eines guten Wohlstandes, bis er auf den unseligen Gedanken gerieth, den Stein der Weisen zn suchen oder Gold machen zu wollen. Zu diesem thörichten Beginnen hatte ihn ein alter Gesell, Gerhard mit Namen, verleitet, der bei jeder Gelegenheit geheimnißvolle Worte fallen ließ und dadurch die Neugierde des Meisters aufstachelte. Befragte ihn dieser darüber, was er eigentlich meine, dann war die

Antwort: „Hm! es redet sich nicht so obenhin von solchen Dingen, wie ich sie weiß und verstehe. Wenn sie nicht in einem feinen, verschwiegenen Herzen bewahrt werden, können sie leicht dem Wissenden gefährlich werden.“

— „Wenn Ihr mir nicht mehr sagen wollt, Gesell,“ versetzte einstmals Meister Adam, „so schweigt lieber ganz; Euer Geschwätz beunruhigt mich und führt doch zu nichts.“

— „Ich bin Euch von Herzen gut, Meister, und möcht' Euch für mein Leben gern glücklich machen, Euch, der sich meiner so freundlich annahm, als ich meiner zerlumpten Kleidung wegen nirgends ein Unterkommen finden konnte,“ war die Antwort.

— „Es ist mir lieb, daß ihr ein dankbares Herz habt, Gerhard; bethätigt es aber dadurch, daß Ihr mir sagt, was Ihr im Sinne habt mit Euren wunderbaren, unverständlichen Reden.“

— „Nun, so will ich offen zu Euch reden; aber zuvor müßt Ihr mir feierlichst ewige Verschwiegenheit angeloben.“

— „Ich gelobe sie, Gerhard, und nun redet!“

— „Ihr werdet wohl schon davon gehört haben,“ hub der Gesell mit geheimnißvoller Miene an, daß es Leute giebt, die die Kunst verstehen, aus schlechten Metallen reines, pures Gold zu machen.“

— „Freilich hörte ich davon,“ war die Antwort,

„aber auch, daß ein guter Christ, — was zuckt ihr denn so?" unterbrach der Meister seine Rede — „sich nicht ohne große Gefahr mit dergleichen Künsten abgeben kann."

— „Das sind Albernheiten," versetzte der Gesell, „und was die Furcht vor bösen Geistern anbetrifft, so wird man mit diesen schon fertig, wenn man aber keine Furcht zeigt, sondern ihnen vielmehr dreist zu Leibe geht."

— „So habt Ihr's wohl schon mit ihnen versucht?" fragte der noch immer ungläubige Meister.

— „Wie oft!" betheuerte Gerhard. „An mir und meinem Muthe lag es nicht, wenn der Stein der Weisen zur Zeit noch nicht entdeckt wurde. Ich, für meine Person, ging stets muthig zu Werke; leider hatt' ich's aber immer mit Feiglingen zu thun, die, wenn der entscheidende Augenblick da war, vor den Feuergeistern Reißaus nahmen, und Einer allein kann das Werk nicht vollbringen."

— „Ihr sprecht so zuversichtlich, daß man Euch fast Glauben schenken sollte, Gerhard!"

— „Es würd' Euer Glück sein, wenn Ihr das thätet; denn bevor Ihr mir nicht völligen Glauben schenkt, darf ich Euch nichts von meinen Geheimnißen vertrauen."

— „Und wenn ich Euch nun glaubte, was dann?"

— „Dann solltet Ihr, vorausgesetzt daß es Euch auch nicht an Muth fehlte, der glücklichste Mann auf Erden werden!" betheuerte der Gesell mit zuversichtlichem

Tone. Der Meister fragte diesmal nicht weiter und das Gespräch hatte ein Ende.

3.

Nicht lange nach dieser Unterhaltung hatte sich im Hause Meister Adams Alles verändert: die Arbeit ruhte und Gesellen und Lehrbursche, außer dem Gerhard, waren verabschiedet worden. Ganze Tage und Nächte schloß sich der Meister mit dem Verlocker ein und man studirte eifrig in einem großen Buche aus zusammengehefteten Pergamentblättern, die mit seltsamen Charakteren bedeckt waren; dieses Buch war eines Abends spät vom Gerhard in's Haus gebracht worden und der sagte nicht, woher er's hatte. Zu anderer Zeit wurde in der festverschlossenen Werkstatt um die Mitternachtsstunde ein großes Feuer auf dem Schmelzherde angezündet und unter seltsamen Ceremonien ein Schmelztiegel darauf gestellt, in den man nichts als Erde und Asche gethan hatte. Wenn man den Tiegel dann nach einiger Zeit vom Feuer nahm, blinkten kleine Goldklümchen aus dem Gemisch hervor und bei der Prüfung erwiesen sie sich als das reinste Metall, worüber der Meister nicht geringe Freude hatte.

— „Das ist Alles nur noch Lumperei, und soweit bin ich schon lange ohne Hülfe von Andern gewesen," sagte Gerhard, das Gold verächtlich von sich stoßend. „Auf dem richtigen Wege sind wir zwar — wer könnte

daran nach den erhaltenen Proben noch zweifeln?“ — fügte er nach einer Pause hinzu; „aber was wir bis jetzt erzielten, hätten wir durch gewöhnliche Arbeit auch haben könneu. Es muß noch besser kommen, Meister, und wird noch besser kommen, verlaßt Euch darauf, sofern Ihr nur den gehörigen Muth habt. Vorerst kommt's darauf an, den richtigen Schlüssel zum siebenten Blatt unsers Buchs zu finden, und haben wir den, so kann uns nichts mehr hindern, den Ort ausfindig zu machen, wo wir hinuntersteigen müssen, nm zu den Geistern zu gelangen, die das schöne Gold tief in dem Schooße der Erde bewachen, oder vielmehr den Stein, vermittelst dessen wir's selbst bereiten können. Bis wir soweit sind, wollen wir uns noch mit dem begnügen, was wir schon haben und die Hände nicht in den Schooß legen. Braucht Ihr doch jetzt, Meister,“ fügte er mit einem abscheulichen Lachen hinzu, „mehr Geld als früher, da Ihr seit einiger Zeit gern Abends in die Schenke geht, um zu trinken und zu würfeln, was sonst nicht nach Euerm Geschmacke war. Euer Weib ist freilich nicht damit zufrieden, daß Ihr nicht mehr, wie sonst Abends neben ihr beim Spinnrocken sitzt und die Wiege anstoßt, wenn's Kindlein darin schreit; wer wird sich aber an Weiber und ihr Gekreise kehren?“

— „So denk' ich auch,“ versetzte der Verführte; „bin lange genug ein Narr und Tuckmäuser gewesen

will aber nachholen, was ich versäumt habe, verlaßt Euch darauf, Gerhard!"

— „Da sprecht Ihr wie ein vernünftiger Mann!" rief der Verlocker. „Doch schürt die Flamme tüchtig an, sie ist dem Erlöschen nahe," fügte er hinzu. „Wir müssen heute noch 'was von dem Golde erbeuten, das die Neidischen da unten so fest halten."

Der Meister that, wie der Gesell befohlen hatte; dann sagte er:

— „Oeffnet doch das nach dem Pool hinausgehende Fenster, Gerhard; es ist so ungewöhnlich schwühl in der Werkstatt. Und seht nur," fuhr er fast erschrocken fort, „wie seltsam sich die Funken drehn und wenden und wie sie sich durch den ganzen Raum kräuseln, so wie ich nur den Blasbalg ansetze! Ist's mir doch, als wären die Dingerchen lebendig," fuhr er nach einer Weile fort, „und müßt' ich mich vor ihnen fürchten! Oeffnet also das Fenster, wie ich Euch schon gebeten habe, damit wir den seltsamen Funken freien Abzug verschaffen. Es sieht auch hübsch aus, wenn sie so durch die dunkle Nacht hinfliegen und endlich eine Weile auf der grünen Fläche des Sumpfes umhertanzen."

— „Es nimmt sich wirklich ganz hübsch aus, Meister, und wenn die Nachbarn nicht schon lange schliefen, würd's ein nicht kleines Gewunder über das seltsame Flammenspiel auf dem Sumpfe geben; man würde uns wohl gar

für Zauberer und Hexenmeister halten, und 'was möchte auch daran sein; denn was wir können, kann nicht Jedermann."

— „Das ist denn doch höchst seltsam und unangenehm!" nahm der Meister das Wort, als er den Tiegel wohl zum zwanstigsten Mal vom Feuer genommen und immer nichts als Erd' und Asche darin erblickt hatte.

— „Was giebt's denn?" fragte Gerhard neugierig.

— „Nichts giebt's, und das ist's eben, was mich ärgert! Seht nur her: auch nicht ein Stäubchen Gold kommt d'rin zu Tage."

„Da müssen wir den rechten Weg verlassen und uns auf einen falschen begeben haben," war die Antwort des Gesellen. „Legt den Blasbalg nur weg, Adam, denn heut wird's nicht, verlaßt Euch darauf! Wollen statt dessen lieber wieder einmal unser Buch zu Rathe ziehen; vielleicht finden wir, was wir schon so lange vergeblich gesucht."

Mit diesen Worten setzte er sich an den Tisch, schlug das Buch auf und studirte eifrig darin. Plötzlich rief er seinem Meister mit heller Stimme zu:

— „Adam, kommt und seht, was hier anf der siebenten Seite steht! Ich glaube, wir sind am Ziele!"

Der Meister stürzte auf diesen Ruf an den Tisch, schaute in das Buch, dessen bedeutungsvolle siebente Seite vor ihm aufgeschlagen lag, und erblickte eine Menge feuriger Zeichen, deren Inhalt ihm jetzt auf einmal

klar wurde. Nicht ohne Entsetzen las er nachstehenden Reimspruch:

„Hast zum Vergießen von Menschenblut,
„Verwegner Forscher, du den Muth;
„So schließt sich auf der tiefe Schacht,
„Der reich und ewig froh dich macht;
„Doch wenn's dazu an Kraft dir gebricht,
„So kehr' nur um, dein Forschen hilft dir nicht."

Von Grausen erfaßt, hatte Adam mehre Male die Worte der Flammenschrift gelesen, ohne den Inhalt einmal recht begreifen zu können und ein Fieberfrost schüttelte seine Glieder trotz der schwülen, beklommenen Luft, die im Gemache herrschte.

— „Nun, was sagt Ihr dazu, Meister?" fragte ihn der Gesell, indem er das Buch zuschlug und sich nach Adam umsah.

— „Eben so seltsam als schrecklich!" antwortete ihm dieser, wobei ihm die Zähne im Leibe klapperten. „O, hätte ich doch diese Worte nie gelesen, Gerhard! Im Buche sind nun zwar die Flammenzeichen bedeckt," fuhr er fort, „aber im Herzen stehen sie und ich fürchte, daß ich sie nicht wieder los werde!"

— „Und wenn auch nicht, was wird's schaden?" versetzte Gerhard mit einem häßlichen Lachen. „Was wär's denn um ein paar Tropfen Menschenblut?"

— „Halt ein, Verruchter!" rief ihm Adam zu. „Ich weiß, was Du sagen willst, weiß jetzt, daß Du der

Versucher in menschlicher Gestalt bist und nicht eher ruhen wirst, als bis Du mich um mein unsterblich Theil gebracht! O ich Elender, ich Unglücklicher!" jammerte er, „daß ich Dich bei mir aufnehmen, auf Deine Worte hören, mich in Deine Höllenkünste einweihen lassen mußte! Nun bin ich verloren, denn ich kann die Flammenworte aus meinem Gehirne nicht wieder los werden. Aber hebe Dich weg von mir, Versucher, damit ich beten, mich an Gott wenden kann, daß ich der Versuchung nicht erliege!"

— „Nun, nun, ich gehe ja schon, Meister Adam," sagte Gerhard, das Buch aufraffend und unter den Arm nehmend. „Bleibt ein ehrenwerther Mann," spottete er, „und zugleich ein Tropf und armer Teufel: ich, für meinen Theil, habe nichts dagegen einzuwenden und lasse mir die Thür nicht vergebens weisen. Ade, Meister! Ade!"

Mit diesen letztern Worten hatte er schon den Riegel von der Thür zurück geschoben und Adam hörte ihn noch auf der Treppe höhnisch lachen.

4.

Adam hatte den Rest der Nacht schlaflos zugebracht und als eben die Sonne halb am östlichen Himmel emportauchte und den Wipfel des Apfelbaums in Pilatus Gärtchen mit Gold bestreute, ergriff er, wie von einem guten Entschlusse gleichsam überrascht, sein Werkgeräth, um zu arbeiten. Aber was anfangen, da er seine frühern

Kunden durch Vernachlässigung ihrer Bestellungen sämmtlich von sich zurückgescheucht hatte und ihm schon seit längerer Zeit keine Arbeit mehr aufgetragen worden war? Ferner besaß er weder Gold noch Silber mehr, um etwas anfertigen zu können, da die verflossene Nacht durchaus keine Ausbeute an edlem Metall geliefert hatte.

Mißmuthig warf er das Geräth wieder hin und lehnte sich aus dem Fenster, um in Pilatus Gärtchen hinabzuschauen. Er sah, wie der Alte ein wackligtes Tischchen vor die Bank unter dem Apfelbaum stellte, wie er eine Schaale Milch und ein Stück Brot darauf setzte, sich dann auf die Bank niederließ, andächtig die Hände faltete und, den Blick zum hellen Morgenhimmel emporrichtend, inbrünstig betete, bevor er seine einfache Morgenkost zu sich nahm.

„Dieser Lump, dieser elende, verachtete Jude ist glücklich!" sagte Adam, zuerst im Leben vom giftigen Neide ergriffen, vor sich hin .... „Und du, Adam?" .... Er schauderte, indem er sich und seine Lage mit der des friedlichen Greises verglich. In wenigen Minuten würden die Kinder erwachen, und ihm flehend: „Brot, Vater, Brot!" zurufen — und er hatte ihnen keins zu geben! ... Und wie behaglich saß der Jude, der Ungläubige, bei seinem Morgenimbiß da! .....

In dem Augenblick trat auch schon sein Weib zu ihm ein, um ihn um einige Pfennige für Brot zu bitten, das sie den hungernden Kleinen reichen wollte.

— „Da nimm, was ich habe!“ rief er, ihr die leeren Hände offen hinhaltend, mit grimmigen Lachen.

— „O, Adam, Adam!“ sagte das Weib unter strömenden Thränen, „wie soll's noch mit uns werden? und welche traurige Veränderung ist seit einiger Zeit doch mit Dir vorgegangen! Schau hier unsern Letztgebornen: wie liebtest Du den früher; wie freutest Du Dich seines Gedeihens, und nun sie einmal, wie welk und bleich er geworden ist, da nagender Gram und Mangel an Speise den Nährquell in meiner Brust schier vertrocknen läßt!“

— „Es soll anders werden, ich versprech' es Dir,“ sagte er. „Gieb nur noch einige Tage Geduld, Weib; ich gelobe Dir, es soll anders werden, nur quäle mich heute nicht: ich ertrag's nicht! Morgen schaffe ich Dir und den Kindern Brot und Alles, Alles, wonach Euer Herz nur gelüstet.“

— „Mögest Du wahr reden, Adam,“ antwortete ihm das sanfte, gute Weib mit Thränen in den Augen. „O, wenn wir doch noch einmal wieder so glücklich wie früher werden könnten, wie damals, als Dein Fleiß und Deine Geschicklichkeit uns so schöne, sorgenlose Tage bereiteten und ich die Reichste in der Stadt um Nichts beneidete, weil ich einen guten, christlich gesinnten und fleissigen Mann und liebe, schöne Kinder hatte! Du willst also wieder arbeiten, mein guter, guter Adam?“ fuhr sie schmeichelnd fort, „willst wieder arbeiten und den Grillen entsagen, die uns Alle in solches Elend stürzten?“

— „Grillen? welche Grillen meinst Du, Weib?“ fragte er fast erschrocken.

— „Hältst Du mich denn für so dumm, Adam, daß ich nicht wissen sollte, was Du und der Gerhard hier Nachts in der Werkstadt getrieben? O, wie hatt's mich geängstigt, und wie habe ich Gott gebeten, daß er Dich vor den Verführungen des bösen Menschen bewahren möge!“

— „Wenn Du so Etwas ahntest, weshalb sprachst Du dann nicht?“

— „Weil ich mich vor Deinem Zorne fürchtete, Adam; weil Du nicht mehr der gute, offene Mann von früher, sondern immer finster und zornig, ja oft sogar recht hart gegen mich warest!“

— „So schweig auch jetzt!“ herrschte er sie an.

— „Das will ich, Adam; aber nicht wahr, Du entsagst von nun an gänzlich dem bösen, gottlosen Treiben? Bedenke Dein unsterblich Theil, Adam!“

— „Laß ab, Weib!“ antwortete er ihr finster. „Genug, ich schaffe Dir und den Kindern Brot und auch sonst Alles, was ihr nur wünschen möget, es möge herkommen, woher es wolle.“

— „Nein, Adam,“ rief sie erschrocken, „wir wollen kein Brot, wir wollen keine Schätze, kein Wohlleben, sobald es auf Kosten Deiner Seele erkauft werden müßte! — Sieh,“ fuhr sie mit erhobener Stimme fort, „sieh

ich bin wohlhabender Eltern Kind, bin in allen Ehren groß geworden und habe bis jetzt das bittre Bettelbrot nicht gekostet; aber, beim Allmächtigen! ehe ich zugäbe, daß Du Dich mit Verruchtem befaßtest, nähme ich den Säugling auf dem Arm und die andern Kinder an die Hand und suchte uns Brot vor den Thüren anderer Leute!"

— „Dahin soll's nicht kommen, Marie, verlaß Dich darauf!" sagte er finster und in Nachdenken verloren. „Jetzt aber geh'," bat er weicher, „und da, nimm dies Stück Geräth, versetze oder verkaufe es und schaffe nur noch heute Brot für Dich und die Kinder."

In der darauf folgenden Nacht schlief Adam, so ermattet er auch von den frühern Nachtwachen war, wieder nicht, sondern stand in der verriegelten Werkstatt vor dem Herde, auf dem der Tiegel auf hellem Feuer stand, und rührte und guckte, und blies und blies; aber Gold zeigte sich noch immer nicht im Tiegel, obgleich er ganz nach den Vorschriften des bewußten Buchs gehandelt und Asche und Erde unter gewissen Sprüchen hineingethan hatte.

Zwar glühte das Gefäß von der Macht des Feuers; zwar wirbelten die Funken und Fünkchen um ihn her; zwar war's so schwühl und unheimlich in der Werkstatt, daß er ein Fenster öffnen mußte, um nicht zu ersticken; zwar tanzten die seltsamen Lichtgestalten wie sonst auf der grünen Fläche des Sumpfs; aber kein Gold! kein Gold! Wilde Verzweiflung brütete in Adams Herzen!

5.

Am folgenden Morgen wurde Adam, der sich endlich ermattet auf's Bett geworfen hatte und eingeschlafen war vor Kummer und übergroßen Ermüdung, durch Marie mit der Kunde geweckt, daß ihr nächster Nachbar, ein Rademacher, in der vergangenen Nacht plötzlich erkrankt, auch schon gestorben sei, und daß jetzt Weib und Kinder desselben an eben der Krankheit am Tode lägen. Alles sei heftig erschrocken, weil man nach diesen Umständen nicht an dem Vorhandensein einer pestartigen Seuche zweifeln dürfe.

— „Nun, was geht das denn uns an?" versetzte Adam mürrisch.

— „Was es uns angeht, Adam?" fragte sein Weib verwundert. „Nimmst Du denn gar keinen Antheil mehr an Andrer Glück oder Leid? und können nicht auch wir das Opfer der Seuche werden? Mich dauert der gute Rademacher sehr," fuhr sie gerührt fort: „reichte er doch den Kindern oft ein Stücklein Brot, wenn sie vor Hunger vor der Thür weinten."

Adam antwortete ihr nicht, sondern starrte vor sich hin; Marie erkannte in dieser Gefühllosigkeit ihren Mann wieder nicht und entfernte sich seufzend von ihm.

Die böse Seuche machte indeß mit jeder Stunde größere Fortschritte. Es verbreitete sich ein panischer Schrecken in der Stadt, und Keiner glaubte sich mehr sicher, als sogar der fromme, hochgelahrte Mann, Herr

Stephan Kampe, Pastor zu St. Katharinen, trotz aller angewandten Vorsicht, ihre Beute wurde.

Seltsam war es, daß die Krankheit allemal weit ärger wüthete und mehr Opfer forderte, an den Tagen, wo Adam in der vorhergehenden Nacht wieder seine alchymistischen Versuche gemacht hatte, und daß in dem Stadttheile, worin er wohnte, immer zehn Menschen gegen einen in in der übrigen Stadt starben.

Endlich, als die Noth am höchsten gestiegen war und man das völlige Aussterben Hamburgs fürchten mußte, bemerkte ein ebenfalls neben dem Pfuhl wohnender Schlächtermeister, der die Nacht am Bette seines sterbenden Kindes gewacht hatte, das seltsame Feuerspiel auf dem trüben, schlammigen Gewässer des Pfuhls und kaum graute der Tag, so eilte er, Nachbarn und Bekannten mitzutheilen, was er gesehen hatte.

Auch zu Adam ging er, der trüb und bleich in der Thür seines Hauses stand und eben mit einem verzweiflungsvollen Entschlusse kämpfte. Vergebens hatte der Unglückliche in der letzten Zeit Alles aufgeboten, nur den feindseligen unterirdischen Mächten wieder Gold abzugewinnen, und drinnen im Hause wimmerten Weib und Kinder nach Brot; sein Jüngstes, sein Liebling, lag überdies am Tode, da ihm aus der Brust der Mutter nicht Nahrung genug zugeflossen war. Ach! und er allein mußte sich als seinen Mörder anklagen!

— „Meister Adam,“ redete der Schlächtermeister diesen mit hastigen Worten an, „Meister Adam, ich glaube in der vergangenen Nacht die Ursache des Unglücks unserer lieben Vaterstadt entdeckt zu haben. Mir soll Keiner mehr die Ueberzeugung rauben, daß die allgemeine Noth einzig und allein das Werk eines verruchten Zauberers oder Hexenmeisters ist. Hört nur, was ich in der vorigen Nacht sah und erlebte, und das heilige Abendmahl kann ich darauf nehmen, daß mein Mund nur Wahrheit spricht!“ Nun erzählte er dem Adam, was wir bereits wissen, und schloß mit den Worten: „Wie ich Euch erschreckt habe, Meister! Seid Ihr doch bei meiner Erzählung so bleich wie der Kalk an der Wand geworden!“

— „Allerdings habt Ihr mich erschreckt, Meister Berthold,“ war die Antwort, „wer könnte wohl so etwas ohne Entsetzen anhören? Aber sprecht, auf wen fällt wohl zunächst Euer Verdacht?“ fügte er, den Blick schuldbewußt zur Erde senkend, hinzu.

— „Ich wüßte hier in der Gegend Niemand, als den alten Pilatus, den Juden, dessen Garten gleichfalls an den Pfuhl stößt,“ war die Antwort. „Dem könnte man als Christenhasser, schon etwas der Art zuschreiben ohne eben 'ne Sünde zu begehen. Ein Christ würde sich doch gewiß und wahrhaftig nicht mit Hexerei abgeben! Wie giftig die Juden uns hassen; wie oft sie schon d'rauf

ausgingen, die Christen durch Vergiftung der Brunnen zu tödten; wie sie durch giftige Eiter, Pestbeulen und Aussatz, die sie diesen beibringen, die Pest über manche Stadt gebracht haben, das wißt Ihr eben so gut als ich. Auch der Umstand, daß der Alte, trotz seiner hohen Jahre und Gebrechlichkeit, noch immer lustig fortlebt und die Seuche ihm nichts anhat, während die jüngsten und kräftigsten Leute sterben, zeugt wider ihn. Hier in der Nachbarschaft hat jedes Haus — Eures, Meister Adam, ausgenommen — Todte aufzuweisen, und der Jude blieb verschont; liegt's nun nicht ganz klar am Tage, daß der alte Pilatus der böse Herenmeister ist, der die ganze Stadt in's Unglück gebracht hat?"

— „Ihr mögt Recht haben, Nachbar," versetzte Adam, der in Nachdenken versunken, bis dahin geschwiegen hatte, plötzlich erheitert; „Ihr mögt Recht haben, und wenn Ihr so dächtet, wie ich, so" . . . . . Er stockte.

— „Sprecht nur frei heraus, Adam; was meint Ihr?"

— „Heute Abend, wenn's dunkel geworden ist, reden wir mehr davon," versetzte dieser. „Ich will Euch mittheilen, was ich mir ausgedacht habe, um der Stadt und uns Allen zu helfen."

Meister Berthold ging und Adam kehrte in's Haus zurück, wo eben sein Liebling den bittern Todeskampf ausgerungen hatte. Er aber, von wilden, schrecklichen Gedanken erfüllt, konnte über dieses neue Elend keine ein-

zige Thräne vergießen, sondern blickte die kleine Leiche mit starren, trockenen Augen an.

6.

Adam floh den ganzen Tag über den Anblick seines frommen Weibes, seiner holden Kinder; er ging in seine Werkstatt, riegelte sich darin ein und schritt unaufhörlich auf und nieder, wie wohl Einer zu thun pflegt, der mit großen und schweren Gedanken beschäftigt ist. Die seigen waren der Art, daß sich ihm oft das Haar auf dem Kopfe emporsträubte.

— „Wenn ich nur nicht den Gerhard fortgejagt hätte!" sagte er dann vor sich hin; „denn geschehen muß es nun doch einmal, und er würde mir wacker beistehen. — Horch!" fuhr er fort, indem er das Ohr an die Thür legte, „höre ich da nicht Männertritte? Das wird der Berthold sein, den ich mit Dunkelwerden zu mir herbestellt habe." Mit diesen Worten schob er den Riegel von der Thür und der Nachbar stand vor ihm.

Eine Weile gingen die beiden Männer neben einander in der jetzt völlig dunklen Werkstadt auf und ab. Adam bot alle seine Beredtsamkeit auf, den Nachbar davon zu überzeugen, daß der Tod des alten Juden allein die Stadt von der Seuche befreien würde, und es fiel ihm nicht eben schwer, den finstern Judenhasser zu der Unthat zu bereden.

— „Gebt mir nur Euer langes und scharfes Messer, Berthold," sagte dann Adam, als Beide einig waren, „und ich selbst will's vollbringen. Ihr braucht bloß mit mir zu kommen, um bei der Hand zu sein, wenn der Alte sich etwa wehren sollte."

— „Mir ist's so recht," versetzte der Metzger; „denn aufrichtig gestanden, es würd' mir doch nicht so leicht werden, dem Juden den Hals abzuschneiden, als 'nem Kalbe oder 'nem Hammel. Euch helfen, mit anfassen, wenn's Noth thun sollte, das will ich aber gern; ist's doch ein christlich Werk, das wir vorhaben!"

7.

Die Beiden tappten jetzt im Dunkeln fort, aus dem Hause heraus und der Wohnung des alten Pilatus zu, die sie, wie sie vermuthet hatten, fest verschlossen fanden. Mit lautem Pochen an die Hausthür weckten sie den Juden und hörten auch bald schlürfende Tritte auf der Treppe und dem Flur. Nicht lange, so öffnete ihnen der Arglose beim Schein einer in der Eile angezündeten Lampe die Hausthür und erkundigte sich, nicht wenig erschrocken über ihren nächtlichen Besuch, nach ihrem Begehren.

— „Dich selbst wollen wir, Du Judenhund!" rief jetzt Adam, der sich vor dem Weggehen Muth in Branntwein getrunken hatte. Mit diesen Worten zog er das

lange, scharfe Messer aus dem Busen und stieß es dem wehrlosen Alten tief, tief in's Herz hinein.

Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte Pilatus zur Erde, mit dem Messer noch in der Brust. Die beiden Mörder waren schaudernd einige Schritte von ihm zurückgewichen und Todtenstille herrschte im Hause. —

— „Jetzt mit dem Zauberer in den Sack und den in den Hexenpfuhl gestürzt!“ erhob jetzt Berthold zuerst wieder die Stimme. „Ich hab' Zunder und Stahl bei mir,“ fügte er, Licht anschlagend, hinzu, denn die Lampe war beim Niederfallen des Alten ausgegangen. „Seht, da brennt's schon — und hier ist auch schon ein Sack! frisch an's Werk, Kamerad! Was seht Ihr denn so starr und bleich und legt nicht Hand mit an? Helft mir doch!“

— „Jetzt will ich den Gerhard wieder aufsuchen; werd' ihn schon finden! M u ß ihn finden, wenn ich nicht verrückt werden soll!“ sagte der Mörder wie vor sich hin. „Die Worte der Flammenschrift im Buche haben ihre Wirkung gethan: Blut, Blut hab' ich vergossen! — Nun müssen sie mir schon Wort halten! ..... Ich werd' sie dazu zwingen!“

— „Was schwatzt Ihr da für Zeug?“ fragte ihn Berthold. „Hat Euch denn das Bischen Judenblut gänzlich außer Fassung gebracht? Haben ja gewiß und wahrhaftig nichts Böses gethan, daß wir den verruchten Hexenmeister, zur Rettung der Vaterstadt umgebracht!“

Starr und bewegungslos aber stand Adam noch immer da und mußte wider seinen Willen, dem Alten unaufhörlich in's gebrochene Auge schauen, dessen todter Blick auf ihn gerichtet, ihn anzuklagen schien: wußte er doch nur zu gut, wie schuldlos der Jude gewesen war!

Indeß hatte Berthold den Sack geöffnet und forderte Adam von Neuem, und mit Unwillen auf, ihm hülfreiche Hand zu leisten. Der überwand jetzt sein Entsetzen: die Leiche wurde in den Sack gesteckt, und dieser bis zum Pfuhle hingezerrt.

— „Guten Abend, Meister Adam!" rief jetzt eine Stimme dicht neben dem Ohre des Mörders, und als der Gerufene sich umsah, erblickte er beim Scheine des eben aus einer dunkeln Wolke hervortretendes Mondes seinen ehemaligen Gesellen, der sich mit dem Rücken behaglich gegen den Stamm des Apfelbaums gelehnt und, wie es schien, dem Treiben der beiden zugesehen hatte.

— „Ihr hier, Gerhard?" fragte erschrocken der Meister.

— „Ihr verlangtet ja nach mir!" war die Antwort. „Habt da ein hübsches Stück Arbeit vollbracht, Meister! Es wird Euch aber wohl zu schwer: soll ich mit anfassen?"

Die Männer ließen es geschehen; als aber Adam den Sack mit erhob, um ihn in den Pfuhl hinabzuwerfen, wurde er selbst von einer unsichtbaren Macht gepackt und

sank zugleich mit der Leiche in die schlammige Tiefe hinab.

— „Glückliche Reise, Meister Adam!" hohnlachte der Böse, und war zugleich den Blicken des bis auf den Tod erschrockenen Bertholds entschwunden.

Die Seuche nahm wirklich von dieser Nacht an ab und war bald gänzlich erloschen. Berthold, welcher sich in Folge dessen als den Erretter der Stadt betrachtete, stand nicht an, seine im Verein mit Adam begangene Unthat zu erzählen, und wie ihm gedankt, wie er bewundert wurde, wird man sich leicht vorstellen können. „Nur Schade," hieß es, indem man sich zugleich in Verwünschungen gegen den Juden ergoß, „nur Schade, daß der brave Adam auch sein Leben dabei verlieren, und er, ein so guter, frommer Christ, neben dem verruchten Hexenmeister sein Grab in dem Pfuhle finden mußte!"

* *
*

Der Sumpf, worin der Jude nach seiner Ermordung versenkt worden war, führte von da an den Namen Pilatus-Pool, den auch späterhin die Straße bekam, die nach Austrocknung des Pfuhls an eben der Stelle entstand.

XIV.

Das Oldenburger Wunderhorn.

Sage.

In der Schatzkammer zu Oldenburg zeigt man ein antikes Horn, dessen Anblick auf ein sehr hohes Alter schließen läßt. Es ist krumm, wie ein Jägerhorn gestaltet und von einem Metalle, das Keiner kennt. Auf dem Deckel befindet sich die Inschrift: „O Deitas!" und unter dem Deckel, beim Mundstück „O Mater Dei!" Die Buchstaben dieser Schrift sind aus den ältesten Zeiten. Neuer aber sind die Inschriften: „Drink all ut!" und: „Ik begehr thon!" (Ich trinke Dir's zu). Außerdem sind viele Abbildungen von Menschen, Thieren, Tempeln, Schlössern u. s. w. nicht ohne Kunst darauf angebracht.

Die Meinungen der Kunstkenner über den Gebrauch dieses Horns sind verschieden. Einige glauben, daß es in den ältesten Zeiten in der Kirche gebraucht worden sei, in spätern aber zum Trinkhorn gedient habe.

Man hat aber auch eine romantische Sage, wie dieses Horn nach Oldenburg gekommen sei, und mit dieser haben wir es zu thun.

*   *
*

In grauer Vorzeit regierte ein Graf, Otto mit Namen, im Oldenburger Lande. Dieser war ein gewaltiger Jäger und oft verfolgte er ganze Tage lang das Wild in den damals noch großen und dichten Waldungen und dann gab's ein Halloh darin, als ob die wilde Jagd in den sonst so schweigsamen Forsten ihr Wesen triebe.

So konnte sich der Graf selbst am Tage des heiligen Elias (20. Juli) kaum überwinden, das Ende der vom Burgpfäfflein gelesenen Messe abzuwarten, und ehe man's sich versah, saß er mit seinem Jagdgefolge hoch zu Roß und laut ertönte schon das fröhliche Halali, als noch die Glocken der Betkapelle hallten. Gierig nach dem Schweiße des Rothwilds, umsprang die Meute die vor Ungeduld stampfenden Rosse; laut und hell ertönte das Horn der Jäger und lud zur bevorstehenden Jagd ein. So stürmte die fröhliche Schaar, geführt von dem Grafen in den Wald hinein, wo das edle Wild, aus seiner Ruhe durch den Lärm aufgescheucht, nach allen Seiten hin floh. Jeder der Jäger hatte sich bald ein Wild ersehen, das er verfolgte, und der Graf blieb allein.

Ein mächtiger Edelhirsch brach durch das Gebüsch und suchte zu entfliehen. Der Graf nahm ihn vor sich und setzte ihm eifrig nach. Bergauf, bergab suchte sich das Thier zu retten; doch immer war ihm der Graf bald wieder auf seinem schnellen Rosse nahe. Auf einmal aber war der Hirsch vor seinen Blicken verschwunden

und doch hatte er ihn eben noch vor sich gesehen; dabei prallte das muthige Roß, wie von Entsetzen erfaßt, zurück und bäumte sich, was sonst seine Gewohnheit nicht war, hoch empor.

Mit Schaudern gewahrte jetzt der Graf, daß er sich hart am Rande eines unermeßlichen Abgrundes befand. Grausend war die Tiefe, in die der Hirsch hinabgestürzt sein mußte — denn nur so ließ sich sein plötzliches Verschwinden erklären — und nur eines Schritte hätte es bedurft, um ihm da hinab zu folgen.

Erschrocken lenkte der Graf sein Pferd zurück und versuchte, wieder zu seinen Jagdgefährten zu gelangen. Dies wollte ihm aber immer nicht gelingen und er streifte eine geraume Zeit im Walde umher, ohne auch nur einer Spur von ihnen zu gewahren.

Es war aber an diesem Tage eine ungewöhnliche Hitze und dem Grafen klebte vor Durst fast die Zunge am Gaumen. Laut sprach er bei sich den Wunsch aus, für sich und sein gleichfalls fast verschmachtendes Roß nur einen Trunk frischen Wassers haben zu wollen. Kaum war ihm dieser Wunsch entschlüpft, so öffnete sich hinter ihm die Wand eines Hügels, neben dem er zu Rosse etwas rastete, und eine wunderschöne Jungfrau trat mit den Worten aus der Oeffnung hervor:

— „Erlauchter Herr, ich vernahm Euren Wunsch nach einem frischen Trunke und beeile mich, ihn zu er-

füllen. Nehmt dies Horn und trinket nach Herzenslust; behaltet es auch, denn es wird Euch und Eurem Hause segenbringend sein."

Mit diesen Worten überreichte sie ihm das Horn, das wie pures Gold glänzte.

Der Graf empfing das Horn und blickte schaudernd hinein, nachdem er den Deckel zurückgeschlagen hatte. Als sie sah, daß er zögerte, zu trinken, sprach die Jungfrau: — „Was zögert Ihr, edler Herr? Weshalb verschmäht Ihr mißtrauisch diesen köstlichen Labetrunk? — Ihr erzürnt mich dadurch, und werdet Ihr nicht trinken, so verkündige ich Euch, daß Euer Haus durch Uneinigkeit zu Grunde gehen wird."

Trotz dieser Worte vermochte Graf Otto nicht, das Mißtrauen gegen die Jungfrau und den ihm von ihr überreichten Trunk in seinem Herzen zu besiegen. Er betrachtete die Jungfrau mit scharfen Blicken und glaubte in ihren Augen etwas Unheimliches wahrzunehmen; dies verstärkte sein Mißtrauen so, daß, nachdem er noch einen Blick in das Horn gethan hatte, er den Inhalt desselben über die Schultern hinweg vergoß.

Ueber dieses Verschmähen erzürnte sich nun die Jungfrau dergestalt, daß ihre Augen vor Wuth funkelten. Rasch trat sie auf den Grafen zu, um seinen Händen das Horn zu entreißen; er aber gab seinem Rosse die Sporen und das edle Thier strengte alle seine Kräfte an,

so schnell als möglich mit seinem Herrn aus dieser Gegend zu entfliehen. Der Graf hatte das Horn erbeutet und nahm es mit sich.

Bald hörte er wieder die Jagdhörner seiner Genossen ertönen und nicht gar lange, so war sein Gefolge um ihn versammelt.

Mit Schaudern und Erstaunen sah man jetzt das Hintertheil des Rosses, das der Graf an diesem Tage ritt, an allen Stellen, worauf der weggeschüttete Trank gefallen war, gänzlich von Haaren entblößt, und zwar so, als ob sie mit einem Scheermesser hinweggenommen wären. Dies ließ schließen, wie's dem Grafen ergangen sein würde, wenn er sich zum Trunke durch die böse Jungfrau hätte verleiten lassen.

Der Graf verwahrte das erbeutete Horn in seiner Schatzkammer.

XV.

Die Martensmühle.

Lübecksche Volkssage.

Wenn man von Lübeck nach der Meckelnburg-Schwerinischen Flecken Dassow wandernd, das Kirchdorf Slutup und den in einem Nadelholze liegenden Tannenkrug hinter sich hat, führt bald der Pfad zu

einem Bache, der sich malerisch durch Wiesengründe hinschlängelt.

In der Mitte des Schilfes, an der rechten Seite der Landstraße, aus der tiefsten Stelle des Baches zeigen sich mehre halbvermoderte Pfähle, welche auf eine früher hier stehende Mühle schließen lassen. Nicht weit über den Bach hinaus erhebt sich, an der linken Seite der Landstraße, eine kleine Anhöhe, auf der ein steinernes Monument steht das aus der Ferne einer Menschengestalt nicht unähnlich sieht; kommt man aber näher, so erblickt man ein Basrelief, das den Erlöser am Kreuze darstellt, umgeben von einer Menge wunderbarer Schnörkeln, in Gestalt von Zetteln, in denen Worte in Mönchsschrift stehen, die schwerlich jetzt noch entziffert werden dürften.

Die Volkssage erzählt von der Mühle und dem Monumente das Nachstehende:

* *
*

Auf der Martensmühle, wie sie nach ihrem Erbauer genannt wurde, wohnte einst ein Müller in Glück und Frieden.

Früh schon war indeß der einzige Sohn in die Ferne gewandert, um Vermögen und Erfahrungen zu erwerben. Durch mancherlei Unfälle kamen die Eltern nach der Entfernung des Sohnes in ihrem Glücksstande zurück und da sie den Gedanken an Armuth, die ihnen vielleicht bevorstand, nicht zu ertragen vermochten, kamen sie auf den

schrecklichen Einfall, bei ihnen Herberge suchende Wanderer — denn die Mühle war zugleich ein Wirthshaus — Nachts zu ermorden, um sich ihres Geldes zu bemächtigen.

Als sie bereits eine lange Zeit dieses schauderhafte Handwerk getrieben hatten und wegen der einsamen Lage ihrer Wohnung seither unentdeckt geblieben waren, kehrte der Sohn, welcher im fremden Lande großes Vermögen erworben hatte, mit einem treuen Freunde über Lübeck zur Heimath zurück.

Da die Beiden gegen Abend in Slutup anlangten, beschloß der Sohn, seine Eltern durch seine unerwartete Rückkehr und die erworbenen Reichthümer zu überraschen. Zu dem Ende bat er seinen Freund, die Nacht im Dorfe bleiben zu wollen und begab sich allein zur Mühle. Er wurde, da er viele Jahre abwesend gewesen war und sich auch in seinem Aeußern sehr verändert hatte, von seinen Eltern nicht wiedererkannt; als er das bemerkte, wollte er sich einen Spaß machen und sich ihnen nicht eher als am folgenden Morgen zu erkennen geben. Zum Unglück ließ er dabei merken, daß er bedeutend Geld und Gut mit sich führe.

Den Mördern konnte nichts willkommener sein, als ein solcher Gast. Als der Sohn daher eingeschlafen war, gossen sie ihm, wie sie bei vielen Andern gethan hatten, kochendes Blei in den Hals und tödteten ihn auf die schmerzlichste und grausamste Weise, bemächtigten sich

seiner ansehnlichen Habe und schafften den Leichnam, den man in eine Kuhhaut genäht hatte auf die Seite.

So wie der Tag graute, langte der Freund des Ermordeten, nach seiner Verabredung mit diesem, auf der Martensmühle an, und, überrascht, ihn nicht zu sehen, erkundigte er sich beim Müller nach ihm. Es wurden ausweichende Antworten gegeben, und jetzt konnte sich der Freund nicht länger halten: er erzählte den Mördern, noch nichts Böses ahnend, daß sie die Nacht über den einzigen Sohn beherbergt hätten.

Von Entsetzen bei dieser Nachricht ergriffen und im Uebermaße ihrer Verzweiflung, gestehen die Mörder ihr Verbrechen, worauf der Freund des Ermordeten sofort die Mühle verläßt, um beim nächsten Gerichte die Gräuelthat anzugeben. Die Bewohner der Mühle werden eingezogen, bekennen Alles, erleiden die verdiente Todesstrafe und die Mühle wird von Grund aus geschleift.

Niemand hat seitdem gewagt, an diesem unheimlichen Orte, an dem der kundige Wanderer mit Schaudern vorübereilt, sich wieder anzusiedeln. An der Stelle aber, wo der Ermordete von seinen Eltern eingescharrt worden war, ward das zu Eingang erwähnte steinerne Monument errichtet. Es wurde mehre Jahrhunderte lang von den Bewohnern der umliegenden Dörfer in gutem Stande erhalten, auch alle zwei Jahre ringsum mit frischer Erde versehen, und wenn es umsinken wollte, wieder gerade

gerichtet, wobei ihnen — wahrscheinlich von den Zinsen des vom ermordeten Sohne erworbenen Geldes — immer eine Tonne Bier zum Trinken gegeben wurde.

XVI.

Das Bild des Palatiums.

Bremer Volkssage.

In dem jetzt zum Stadthause eingerichteten Palatiums zu Bremen sieht man im Audienzsaale zur Rechten, ein sehr großes und altes Wandgemälde, das einen Greis darstellt, der einen in der Hand gehaltenen Todtenkopf mit wirren, wahnsinnigen Blicken betrachtet.

Nachstehend findet der geneigte Leser, was wir über den Ursprung und die Bedeutung dieses auffallenden Gemäldes haben in Erfahrung bringen können:

1.

In Bremen lebte vor vielen, vielen Jahren ein reicher Mann, mit Namen Bonifacius, der in seiner Jugend arm und wegen seines wilden Lebens verrufen gewesen war, jetzt aber, seines Reichthums wegen, in Ansehen stand.

Als Sohn armer, wenn gleich braver Eltern, hatte er von einer angesehenen Familie der Stadt mannigfache Wohlthaten empfangen, aber auch, wie das nicht fehlen konnte, hie und da eine kleine Demüthigung hinnehmen müssen. Da er stolzen und rachsüchtigen Charakters war, brachte er nicht die erstern, sondern gerade die letzteren in Anschlag, so daß er der Familie Werner — so hießen seine Wohlthäter — einen grimmigen Haß weihte und nur Gelegenheit suchte, diesem Genüge zu thun, obgleich man ihm wissentlich keine Veranlassung dazu gegeben hatte.

Da er der Sohn armer, der junge Werner aber der reicher Eltern war, konnte es, dem natürlichen Laufe der Dinge nach, nicht fehlen, daß letzterer bei vielen Gelegenheiten den Vorzug vor ihm erhielt, und obgleich der junge Mann — sein Schulgenosse – völlig unschuldig daran war, haßte ihn doch Bonifacius tödtlich und schwur ihm die schrecklichste Rache, als er der glückliche Gatte eines schönen und reichen Mädchens wurde, auf das Bonifacius, ohne daß Werner eine Ahnung davon hatte, sein Auge geworfen.

Durch angestrengten Fleiß und durch große Gewandtheit in kaufmännischen Geschäften kam auch Bonifacius zu Vermögen; aber glücklich konnte er sich trotzdem nicht fühlen, da Eberhard Werner ihn um den Besitz seiner geliebten Anna gebracht hatte, und zuerst sah man ihn wieder an dem Tage lächeln, wo der Tod Eberhards

Gattin zu sich genommen hatte, die nach einer eben so kurzen, als glücklichen Ehe das Zeitliche gesegnete, nachdem sie ihrem Gatten zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, geboren hatte.

— „Jetzt hat sie Keiner!“ sagte Bonifacius, als man ihm die Nachricht von Annens Tode hinterbrachte, mit wildem Lachen.

Kurze Zeit nach Eberhards Vermählung mit Annen hatte Bonifacius, gleichsam aus Verzweiflung, dem dümmsten und häßlichsten, aber auch zugleich reichsten Mädchen der Stadt seine Hand gegeben. Die Ehe war, wie man sich vorstellen kann, eine höchst unglückliche, da Bonifacius seiner Gattin weder treu war, noch sie auch nur im Mindesten liebte, und so hatte er es als einen Glücksfalls anzusehen, daß der Tod sie trennte, nachdem auch er Vater eines Sohnes und einer Tochter geworden war.

Vielleicht würde der ungerechte Haß, den Bonifacius Eberharden weihte, nach und nach erloschen, oder doch durch die Zeit gemildert worden sein, wenn ein neuer Vorfall die Flamme desselben nicht wieder angeschürt hätte. Einer der Väter der Stadt, ein Rathsherr, war gestorben, und da Bonifacius jetzt reich, auch als ein kluger und kenntnißreicher Mann bekannt war, glaubten Viele — und er selbst auch — daß die Wahl sicher ihn treffen würde; ja, Freunde und Bekannte drängten sich sogar zu dem künftigen Rathsherrn, um ihm im Voraus ihre Glücks-

wünsche darzubringen, was für den hochmüthigen Mann nicht wenig schmeichelhaft war. Als aber die neue Wahl bekannt wurde, war es nicht Bonifacius, den man in den Senat berief, sondern Eberhard Werner, den beneideten Todtfeind des ersteren?

Von nun an kannte der Haß des bösen Mannes keine Grenzen mehr und mit fürchterlichen Schwüren gelobte er, sich tödtlich an Dem rächen zu wollen, der ihm von frühester Jugend an Glück überlegen gewesen, der ihm bei jeder Gelegenheit, wenn gleich ohne sein Zuthun, hindernd in den Weg getreten war und seine liebsten Hoffnungen vernichtet hatte.

2.

Die einzige Freude, welche Bonifacius noch hatte, waren seine beiden Kinder, Arnold und Mathilde, auch waren sie gut und schön, so daß Jeder mit Freude auf sie sah. In der Schule hatte Arnold die Bekanntschaft des jungen Wilhelm Werner gemacht und seltsam genug, fanden sich die Herzen Beider so, daß sie Busenfreunde wurden. Als Arnold jedoch seinem Vater mit Begeistrung von seinem Freunde sprach und ihn bat, auch außer der Schule Umgang mit Wilhelm pflegen zu dürfen, verbot Bonifacius es ihm streng, ohne ihm einen Grund für dieses Verbot anzugeben.

Trotzdem aber sahen die Freunde sich, selbst als sie

zu Jünglingen herangewachsen waren, heimlich am dritten Orte, ja sie wußten es sogar dahin zu bringen, daß auch ihre Schwestern Bekanntschaft mit einander machten, und nicht lange, so hatte jeder der Jünglinge sein Theil: Wilhelm Werner liebte Mathilde Bonifacius und Arnold Wilhelms Schwester Margarethe von ganzem Herzen; beide Jünglinge fanden Gegenliebe.

Die jungen Leute fingen ihre Sache so geschickt an, daß Bonifacius lange keine Ahnung davon hatte, daß seine Kinder die seines Todtfeindes auf das Zärtlichste liebten; ein Zufall wurde jedoch der Verräther dieses heimlichen Treibens. Wilhelm, der sehr lange nicht Gelegenheit gehabt hatte, seine geliebte Mathilde zu sehen, sandte ihr durch seinen Freund und ihren Bruder Arnold einen Brief, worin er sie zum Abend um eine Zusammenkunft im Gartenhäuschen bat und die Stunde bestimmte, wo er, über die Planke des Gartens kletternd, ihrer harren wollte. Diesen Brief verlor Mathilde durch einen ihr völlig unbegreiflichen Zufall und durch einen eben solchen Zufall war Bonifacius selbst der Finder.

Sein Zorn, ja, seine Wuth, überstieg alle Grenzen, als er aus diesem Briefe das Verhältniß seiner beiden Kinder zu denen des tödtlich von ihm gehaßten Eberhard Werner ersah; doch hatte er Selbstbeherrschung genug, seinen Zorn zu verbergen; vielmehr stellte er sich sowohl gegen Arnold als Mathilde vollkommen ruhig an:

war doch der Augenblick, der so lange heißersehnte Augenblick der schrecklichsten Rache da!

3.

Erst gegen Abend, nahe vor der von Wilhelm bestimmten Stunde, bemerkte Mathilde den Verlust des verhängnißvollen Briefes und eilte erschrocken zu ihrem Bruder, um ihm die Anzeige davon zu machen und ihn um Rath zu fragen, was unter diesen Umständen zu thun sei.

„Auf keinen Fall," war Arnolds Antwort, „darf die Zusammenkunft stattfinden: es könnte ja leicht ein Unglück daraus entstehen."

— „Aber Wilhelm wird mich im Garten erwarten?" wandte Mathilde ein.

— „Ich werde ihm die Ursache sagen, weshalb Du nicht hast kommen können," versetzte der gute Bruder.

— „Wo aber willst Du ihn finden, um ihn diese Mittheilung zu machen? Es ist nahe vor der von ihm bestimmten Zeit und er wird nicht mehr zu Hause sein," entgegnete Mathilde.

— „Laß mich nur machen, gute Schwester," beruhigte sie Arnold. „Ich gehe zum Garten hinab und warte dort, bis ich Wilhelm über die Planke steigen sehe; dann sage ich ihm, was es giebt und schicke ihn nach Hause zurück."

Ja, so wird's gehen! O, Du guter, liebevoller Bruder!" sagte Mathilde, ihren Arnold mit beiden Armen umfassend. Dann trennten sich die Geschwister.

4.

Es war ein dunkler, sternenloser Abend. Zwar regnete es noch nicht, aber der Himmel war mit dicken Regenwolken umzogen und diese drohten sich jeden Augenblick zu ergießen, als Arnold in den Garten trat, den Freund zu warnen und zu benachrichtigen. Schon fielen jetzt einzelne schwere Tropfen, so daß der nur leicht gekleidete Jüngling Schutz im Gartenhäuschen suchen und dort Wilhelms Ankunft erwarten wollte, um nicht durch und durch naß zu werden. Kaum aber hatte er mit leiser Hand die nur angelehnte Thür des Häuschens geöffnet, als ihm eine dunkle, in einen Mantel gehüllte Gestalt entgegentrat und ihm einen spitzgeschliffenen Dolch so tief in die Brust stieß, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zur Erde stürzte: Der Dolch hatte das Herz des unglücklichen Jünglings getroffen. Der ruchlose Mörder entfloh nach vollbrachter That; er floh dem Hause zu und begab sich auf sein Zimmer, wo er sich einschloß und die Nacht wachend verbrachte. Es war Bonifacius selbst gewesen, der, in der Meinung, den Sohn seines Todtfeindes zu treffen, den eigenen, innig geliebten Sohn getödtet hatte!

Mathilde, die sich das Ausbleiben des Bruders nicht zu erklären vermochte, zumal, da er ihr fest versprochen hatte, zu ihr zurück zu kehren und ihr Nachricht von Wilhelmen zu bringen, verbrachte ebenfalls die Nacht schlaflos. Mit dem ersten Strahl des Tages aber trieb es sie in den Garten hinunter, zu dem Lusthäuschen, wo ihre Zusammenkunft mit Wilhelm hatte statt finden sollen. O Himmel, welch ein Anblick erwartete sie aber da! In seinem Blute, leblos, starr, mit gebrochenen Augen, lag der geliebte Bruder auf der Schwelle des Häuschens!

Ihr Jammergeschrei erweckte das ganze Haus; der Vater war einer der Ersten, der erschien, wußte er das doch: um sich nicht zu verrathen. Ein Blick auf die Leiche sagte ihm Alles!

— „Spiel der Hölle! Verdammter, auf ewig verdammter Vater!" rief er, sich das graue Haar ausraufend mit gräßlich verzerrter Miene. Dann bückte er sich, um den noch in der Brust des Ermordeten steckenden Dolch herauszuziehen und ihn sich in's eigene Herz zu stoßen: man errieth seine Absicht und verhinderte ihn daran.

Aber er war wahnsinnig und blieb es!

Den Zusammenhang der Sache ahnete nur Mathilde; aber sie schwieg, um den eigenen Vater nicht aufs Hochgericht zu bringen. Doch war ihr Schmerz so groß, daß sie sich in ein Kloster begab und nebst ihrer Freundin Margarethe, die nach Arnolds Tod von keiner andern

Liebe hören wollte, dort in Trauer und Abgeschiedenheit den Rest ihrer Tage verbrachten.

5.

Der Wahnsinn des furchtbaren Alten, welcher zu Anfang so Gefahr drohend gewesen war, daß man Bonifacius hatte binden müssen, nahm nach und nach eine mildere Gestalt an und endlich glaubte man ihn ohne Gefahr frei nmherwandeln lassen zu dürfen. Er nahm dann allemal seinen Weg zum Friedhofe, und wenn der Todtengräber, um ein neues Grab zu machen, Todtenschädel mit seinem Spaten herauswarf, stürzte sich der Wahnsinnige auf einen solchen, umfaßte ihn mit seinen zitternden Händen, starrte ihn mit wilden Blicken an und jammerte mit herzzerreißender Stimme:

— „Arnold! mein Arnold!"

Dann trug er den Schädel heim in seine Klause, wickelte ihn in einige Läppchen, die sein Wärter ihm geben mußte, und bewachte, mit unverwandt darauf gerichteten Blicken, seinen Schatz.

* * *

Ein berühmter Maler jener Zeit hat den wahnsinnigen Bonifacius auf dem Kirchhofe belauscht und ihn in dem Augenblick auf einen großen Gemälde abgebildet, wo er den Todtenschädel erfaßt und den wahnsinnigen Blick

auf denselben gerichtet hat. Er schenkte es der Stadt und man hing es im Palatium auf.

In Bremen nnd dessen Umgegend ist aber allgemein die Sage verbreitet, daß das Urbild, der unselige Bonifacius, noch jetzt im Grabe keine Ruhe hat und allemal, so oft ein Mord oder sonst eine ruchlose That in der guten Stadt im Werke ist, um Mitternacht aus dem Rahmen des ihm darstellenden Bildes hervorschreitet und sich mit dem Todenschädel in der Hand Dem zeigt, der im Begriff ist, ein Verbrechen zu begehen, gleichsam um ihn zu warnen.

Schon öfters soll die Warnung geholfen haben und mancher von der Sünde versuchte zur Bahn der Tugend in Folge derselben zurückgekehrt sein.

Greise, die als Beamte im Palatium angestellt waren, haben versichert, daß sie in der Mitternachtsstunde schon öfter den Rahmen ohne das Bild gesehen und, sich andächtig bekreuzend, entsetzt die Flucht ergriffen hätten.

XVII.

Die Hand des Himmels.

Blankeneser Volkssage.

1.

Ein Fischer zu Blankenese, mit Namen Steffen, befand sich an einem schwühlen Sommertage an der Elbe, um zu fischen, weil, nach alter Erfahrung, der Fischfang nie ergiebiger ausfällt, als an solchen Tagen, wo die Natur nach einem kühlenden Lüftchen oder erquicklichen Regen lechzt; wo Baum und Gräser, wie zu Tode vom sengenden Sonnenstrahle getroffen, die Blätter und Halme ermattet sanken. An solchen Tagen pflegt dann, wie jeder weiß, der am Strande der Flüsse lebt, mit der heraufkommenden Fluth, ein Gewitter aufzusteigen, das in eben dem Garten heftig ist, als die Hitze vorher drückend war.

— „Du willst es wagen, heute mit Deinem Kahne in die Elbe hinaus zu fahren?" fragte erst sein Weib den Steffen, und der Nachbar Holm, wecher von seiner Arbeit ausruhend, gemächlich im Schatten seines auf's Ufer gezogenen Bootes lag, das er kalfatert hatte, rieth ihm das Wagstück gleichfalls ab, worauf er die Antwort erhielt:

— „Muß wohl, Nachbar Holm! Muß wohl!" und

dabei warf er, bis zum Knie in den Fluß watend, seine Netze in's schwanke Boot.

— „Hm, Steffen, nahm Holm wieder das Wort, der, sich auf den Rücken legend, sich nach dem Himmel umgesehen hatte, „würd's heut doch nicht wagen, auch wenn mir's Messer an der Kehle säße. Sieh nur nach Südwesten: Da steigt schon die weiße Gewitterwolke herauf, und keine halbe Stunde wird's dauern, so wird's was geben. Wenn der Himmel so aussieht, dann bin ich doch lieber auf dem lieben Gottes-Erdboden, als auf dem Wasser!"

— „Ich auch, Nachbar," war die Antwort; „aber es hilft nichts, ich muß doch hinaus. Es hat mir in der letzten Zeit — Gott weiß, welche Hexe daran Schuld ist! — gar nicht glücken wollen, und wenn Ihr Andern mit reicher Ladung heimkehrtet, sprang und zappelte in meinem Boote so gut wie gar nichts. Nun beginnt das Brot in der Hütte zu fehlen und daß Weib und Kinder vor Hunger schreien, seht, das vermag ich nicht zu ertragen. Daß es aber bei solchem Wetter wie heut am besten glückt, das brauch' ich euch nicht erst zu sagen."

— „Ich würd' aber bis gegen Abend warten, wo das Unwetter vorüber sein wird," sagte Steffen. „Da giebt's wohl auch noch was, Steffen!"

— „So'n paar lumpige Dinger können mir nichts helfen: muß einmal 'nen ordentlichen Zug thun, Holm,

denn sonst verlier' ich alle meine guten Kunden in der Stadt und komme an deu Bettelstab. Wenn ich jetzt mit meinem Bote nach Hamburg komme, sagen die Fischweiber schon zu einander: „An das Boot des Steffen laßt uns nur nicht gehen, der bringt schon lange nichts Gut's mehr zu Markt!" Sieh, den Schimpf und Aerger will ich nicht länger noch zu meinem Schaden haben, und so nur frisch d'rauf los: der liebe Gott lebt ja noch und wird 'nen Mann beschützen, der sein Leben für Weib und Kinder wagt!"

Mit diesen Worten stieß er vom Ufer ab, nickte dem ihm bedenklich nachsehenden Holm noch einmal zu rührte trotz der fast erstickenden Hitze die Ruder tüchtig und glitt pfeilschnell auf dem schönen, noch spiegelglatten Flusse dahin, während Holm, den Kopf schüttelnd, bei sich sagte: „Das geht mein' Seel nimmermehr gut!"

2.

Bald kam, mit der jetzt herauf steigenden Fluth, das weiße Wölkchen immer näher und näher. Ein frischer Wind wehte von der unfernen Nordsee her und kühlte dem muthigen Steffen die braunen Wangen. Schon fielen einzelne große Regentropfen, die Vorboten des nahenden Gewitters; bald überzog sich der Himmel, so weit man blicken konnte, mit düstern Grau; aber Steffen gab auf alle diese drohenden Anzeichen nicht Acht, sondern

war nur mit seinen Netzen beschäftigt, die, jedesmal wenn er sie ausgeworfen hatte, so schwer und voll waren, daß er sie, trotz seiner großen Stärke kaum in die Höhe zu ziehen vermochte. Da lachte ihm das Herz vor Freude und kaum war er an seinem Hochzeittage so vergnügt gewesen, als eben jetzt, wo er Weib und Kinder, und die gute alte Mutter obendrein, die er als frommer Sohn mit ernährte, auf längere Zeit gegen Mangel und Sorge beschützt sah.

— „Die in der Stadt werden 'mal Augen machen," sagte er seelenvergnügt bei sich, indem er auf den in seinem Boote zappelnden Segen schaute, und morgen werde ich dazu der Einzige am Markte sein, da kein Anderer sich bei dem Wetter hinausgewagt haben wird; da müssen sie mir meine Fische schon gehörig bezahlen, wenn sie nicht mit leeren Körben durch die Stadt gehen wollen. Meinten schon die spöttischen Weiber: der Steffen müßt's Fischen wohl gänzlich verlernt haben; nun will ich ihnen zeigen, daß ich mich so gut wie jeder Andre darauf verstehe!"

So redete und dachte der Fischer bei sich und achtete weder des fern grollenden Donners noch des bereits in Strömen herabgießenden Regens: Wasser über und unter sich, so liebte er's in Sommertagen am meisten. Selbst als der Regen so heftig wurde, daß er ihn fast am Sehen verhinderte, achtete er seiner kaum; auch

dessen nicht, daß der vom Seesturm aufgeregte Fluß schier wie Lehmwasser aussah und daß dann und wann selbst einmal eine Welle über sein Boot hinschlug. Steffen ertrug das Alles mit Geduld, da offenbar sein Glückstag war, denn einen solchen Fang hatte er all' sein Lebtage nicht gemacht!

Da erschütterte plötzlich ein so heftiger Donnerschlag die Luft, daß Steffen, so gefaßt und unerschrocken er auch war, das Gleichgewicht verlor und, zum Glück nicht in's Wasser, denn dann wäre er unrettbar verloren gewesen, sondern der Länge nach im Boote niederfiel.

— „Brrr!" sagte er, sich aufraffend, „das war einmal'n Schlag! Aber was ist denn das?" fügte er plötzlich todtenbleich werdend hinzu und starrte lange einen ihn mit Entsetzen erfüllenden Gegenstand an. Oben, auf einen Haufen zappelnder Fische, lag — er täuschte sich nicht — eine Todtenhand!

Ein Fieberfrost durchschüttelte bei diesem Anblick sein Gebein; die Lust zum Fischen war ihm gänzlich vergangen; er hißte die Segel wieder auf, setzte sich an's Steuer und fuhr, von einem starken Westwinde getrieben, dem heimathlichen Ufer zu. Immer heftiger wurde das Gewitter, immer mächtiger der Wogendrang; immer lauter heulte der Sturm, so daß Weib, Kinder und Mutter des kühnen Fischers in der Hütte auf den Knien lagen und Gott unter heißen Thränen und Gebeten um Rettung für ihn anflehten.

3.

— „Nun, was giebt's denn hier? und weshalb heult Ihr so?“ ertönte plötzlich eine Stimme in der geöffneten Hausthür: Steffen selbst, der bereits verloren gegebene Steffen, war es, der die Worte sprach. Dabei legte er einen blau- und weißgestreiften Sack, in den er etwas gewickelt hatte, auf den Tisch und setzte sich, wie völlig erschöpft, auf die Bank nieder.

Man kann sich vorstellen, wie groß die Freude der Seinen war; als sein Weib ihm aber in's Gesicht sah, erschrack sie vor der Bleiche desselben und meinte: er müsse wohl große Furcht ausgestanden haben, denn so hätte sie ihn noch nie gesehen!

— „Furcht,“ versetzte Steffen, „Furcht die kenne ich nicht; aber heute ist mir denn doch 'was ganz Seltsames begegnet. Seht nur,“ fuhr er fort, die Todtenhand aus dem Säcklein nehmend, „dies da ist mir mit 'nem Donnerschlag, wie ich ihn noch nie zuvor gehört, vom Himmel herunter und grad' auf meine Fische gefallen. Hat man schon ja so Etwas erlebt?“

— „Eine Todtenhand!“ riefen entsetzt die Uebrigen und prallten vom Tisch zurück auf dem sie lag.

— „Sohn, lieber Sohn,“ nahm dann die alte Mutter nach einer Pause das Wort, „das ist keine Todtenhand, sondern die Hand des Himmels, der Dich aus großen Gefahren hat erretten wollen, in die Du

Dich nicht aus Leichtsinn und Verwegenheit, sondern weil das liebe Brot in der Hütte den Deinen zu fehlen begann, gestürzt hast. Du thatest aber gut, nach dem Wunder umzukehren und Gottes Langmuth nicht zu versuchen,"

— „Was aber mit der Hand anfangen?" fragte Steffen nachdenklich.

— „Das wird uns der Herr Pfarrer zu sagen wissen," war die Antwort der Alten. „Wenn's Gewitter vorüber ist, dann geh' mit der Hand zu ihm hinüber und erzähle ihm, was Dir begegnet ist."

Alse that Steffen. Er wickelte die Hand, die ganz so aussah, als ob sie eben frisch von einem Leichnam abgeschnitten wäre, wieder in ein Tüchlein und eilte damit zum Pfarrer, der die Begebenheit sofort für ein Wunder erklärte und die Hand in der Kirche aufhängen ließ, wo sie über 200 Jahre hing und vielen Gläubigen als die Hand des Himmels gezeigt wurde.

Endlich fiel sie am Palmsonntag des Jahres 1701 ganz von selbst herunter und es kamen der damalige Pfarrer und die Gemeinde dahin überein, daß man sie verbrennen und die Asche zum ewigen Andenken aufbewahren wolle.

Vom Steffen wird berichtet, daß er von da an stets glücklich im Fischfange und nach und nach ein sehr begüterter Mann geworden sei.

Die Erbauung der Marien-kirche zu Lübeck.

Legende.

„Gesellen frisch! Mit raschen Händen
„Laßt uns das hohe Werk vollenden!
„Ein stattliches Gebäu soll hier entstehn,
„Wie's noch kein Menschenkind gesehn.
„Hoch und geräumig und reich verziert
„Mit Allem, wie's ziemt und gebührt.
„Schon seh' ich im Geiste das bunte Gedränge.
„Der zahllos sich versammelnden Menge,
„Daß sie an himmlischer Gabe
„Die dürstende Seele erlabe.
„Dann tönt Gesang und schallet laut;
„Der Fremdling staunt, der das Werk erschaut.
„Dort geht in Pracht aus güld'nem Thor
„Die gute liebe Sonn' hervor,
„Beglänzt mit ihrem jungen Licht.
„Die Händ' euch und das Angesicht,
„Zur Arbeit mahnend. D'rum legt den Grund,
„Denn Morgenstund' hat Gold im Mund."

Und als der Meister die Worte geendet,
Hat jegliche Hand sich zur Arbeit gewendet.

Aber der Teufel stand in der Näh'
Und sprach bei sich: „Wenn ich recht versteh',
„So wird ein Weinhaus hier angelegt
„Und solches wär' mir eben recht.
„Denn seit sie im Land' so viel Kirchen bauen,
„Befällt mich wahrlich ein seltsam Grauen,
„Noch länger der Fürst der Höllen zu sein:
„'s kommt ja beinah' keine Seel' mehr 'nein!
„Ist mir doch über das Singen und Beten
„Schon manchmal die Gall' in den Leib getreten!
„Doch dieser Bau mir baß gefällt,
„Und soll mir vergüten, was lang' mich gequält.
„Daß die Mauern sich schnell heben mögen,
„Will ich ungesehen mit Hand anlegen."
Und wundersam der Bau gedeiht,
Durch Teufels Kunst und Rüstigkeit.
Die Gesellen sehen einander an
Und wundern sich, daß sie so viel gethan.
Als einst nun der Meister die Arbeit betracht',
Das Herz ihm vor Freude im Leibe lacht.
Spricht: „Kinder, wie habt ihr euch wacker gesputet,
„Wär' billig, wenn heute ihr einmal ruhtet."
Das wollen die Gesellen nicht zweimal hören,
Thun gern nach ihres Meisters Begehren;
Werfen weg die Kelle, den Hammer flink,
Und gehen zum Krug und sind guter Ding'.

Der Teufel war böse: „Die faulen Flegel
„Geh'n in den Krug und schieben Kegel.
„Wär' ich nicht fleiß'ger denn ihr gewesen,
„Der Meister hätt' euch Schurken den Text gelesen!
„Nun soll ich mich placken und schinden allein:
„Doch sei's drum, ist doch der Vortheil mein!"
Immer schneller steigt nun die Mauer hoch,
Doch bleibt für jegliches Fenster ein Loch.
Spricht der Teufel: „Die Fenster werden schier
„So groß wie an 'nem Hause die Thür.
„Sind die Menschen trunken? Was fällt ihnen ein?
„Doch still, 's wird im neusten Style wohl sein!"
Und am andern Tag, nach wenigen Stunden,
Sieht Der das Dach zur Kuppel sich runden;
Da ruft er grimmvoll: „Ich hab' mich geirrt,
„D'raus nun und nimmer ein Weinhaus wird!
„Nun ist mein Schweiß und mein' Arbeit verlor'n
„Und muß ich mich schämen, das macht mir Zorn!
„Doch sollt ihr meiner Mühefrüchte nicht haben,
„Denn sammt dem Machwerk will ich euch begraben!
Und fleucht davon in großer Eil',
Kehrt wieder schneller denn ein Pfeil;
Bringt einen Fels in Fäusten getragen,
Damit will er den Bau zerschlagen.
Und als er noch oben ist in der Luft,
Er zu den Bauleuten hernieder ruft:

„Nun will ich für eure Mühe euch lohnen.
Und sollt mir den Teufel nicht fürder verhöhnen!“

Da standen fast All' wie getroffen vom Schlag',
Als ein junges Bürschlein gar kecklich sprach:
„Herr Düvel, will he dat bliven lan,
„Devil wi eenen annern Uutweg han;
„Wär' beter, he verglik sick mit uns in Güte,
„As dat he sick erst mit dem Wurf bemühte!

„Wohlan,“ ruft der Teufel, „ihr Lumpenpack,
„Ich will mit euch eingehn einen Vertrag:
„Baut mir daneben ein Weinhaus an,
„So wird der Kirche kein Leid gethan.
„Nur schnell, und besinnt euch nicht hin und her;
„Dauert's lange, so wird mir der Stein zu schwer!“
Sie gelobten, zu thun nach seinem Begehr.

„Und daß ihr,“ spricht der Teufel, „fein an mich denkt,
„Sei der Fels euch zum Gedächtniß geschenkt.“
Stürzt ihn herab mit gewaltigem Schlag
Hart neben der Kirche. Noch manchen Tag
Sah man die Löcher, so die Hand
Des bösen Feind's in den Felsblock gebrannt.
D'rauf ward der Keller am Rathhaus erbaut,
Wie man ihn heut' zu Tage noch schaut.

IXX.

Der Reimersberg.

Hamburgische Volkssage.

1.

Wenn man von der zu Hamburg gehörenden Landschaft Moorburg rechts einen Fußsteig einschlägt, gelangt man in ein Heidelbeeren-Gehölz, das sich sanft erhebend, zu dem sogenannten Reimersberge führt, welcher dicht mit Tannen, Buchen und Eichen bewachsen ist.

Vor mehren hundert Jahren so erzählen die Landleute der dortigen Gegend, wohnte auf dem Tannenhügel ein Förster, Namens Reimers, den man, seiner Wildheit wegen, nur den Tollen nannte. Jedermann fürchtete sich vor ihm, so daß man fast erschrack, wenn man ihm begegnete. Auch sah man ihn selten am Tage; wie der lichtscheue Uhu liebte er es, nächtliche Ausflüge zu machen und schien gleich diesem das Licht der lieben Gottessonne zu fliehen.

Auch sein Aeußeres war wild und abschreckend. Er hatte große, dunkle Augen mit einem unheimlichen, stechenden Blick, buschige Augenbraunen und harte Gesichtszüge, die auf ein im Bösen verhärtetes Gemüth schließen ließen. So häßlich und abschreckend nun aber Reimers war, um so schöner

war seine Tochter, die man ihrer außerordentlichen Wohlgestalt wegen, nur die schöne Meta zu nennen pflegte. Trotzdem aber wurde auch sie gefürchtet, gleich ihrem verrufenen Vater, den man arger Zauberei beschuldigte, in welche Künste er sie eingeweiht haben sollte.

Wenn man bei Tage fast sicher sein durfte, weder dem Einen noch der Andern zu begegnen, so sah man sie doch oft an sehr neblichten Morgenden, bevor noch die Sonne die aus der Erde aufsteigenden Dünste durchbrochen und sie aufgezogen hatte, umhergehen. Dann streiften sie im Walde umher, um mit Thau beperlte Kräuter zu pflücken, aus denen sie einen Saft zu bereiten verstanden, womit sie ihre Kugeln feiten. Denn es hieß in der Gegend, daß die des tollen Reimers nimmer fehlten.

Dem Vater und der Tochter um diese frühe Tageszeit zu begegnen, wurde von jedem Bewohner der Umgegend für ein großes Unglück gehalten, weil Beide einen Gruß kennen sollten, der Dem, an welchem er von Sonnenaufgang gerichtet wurde, den sichern Tod im langsamen Dahinsiechen brachte, und wem sie aus irgend einem Grunde Feind waren, den redeten sie damit an. Am hellen Tage aber, wenn die liebe Sonne am Himmel strahlte, sollte der Gruß keine Kraft haben.

2.

Unter den Leuten, welche wegen des Wild- und Fellhandels mit dem tollen Reimers verkehren mußten, befand

sich auch der Sohn eines Weißgerbers aus Bergedorf, mit Namen Franz. Wie man Meta für die schmuckste Dirne der Umgegend hielt, so galt Franz für den schönsten Jüngling viele Meilen in der Runde. Dabei war er gutmüthig, freundlich, stets wohl aufgeräumt und Jedem gern gefällig, so weit seine Mittel und Kräfte reichten.

Seit er aber die schöne Meta, bei Gelegenheit des Fellhandels mit ihrem Vater, öfter gesehen und gesprochen hatte, war mit dem sonst so fröhlichen Franz eine große Veränderung vorgegangen. Er hatte der Dirne zu tief in die Augen geguckt und war, da er sich seiner Neigung zu der Verrufenen schämte, aus einem heitern Burschen ein finstrer Träumer geworden. Auch sah man ihn öfter auf dem Waldhügel, als eben nöthig gewesen wäre und es gab viele Leute, die kopfschüttelnd sagten: „Wenn die böse Hexe es dem Franz nur nicht angethan hat!“

Dem Reimers entging aber auch die stille Neigung des jungen Weißgerbers zu seiner Tochter nicht, und obgleich es sich Meta für ein Glück hätte anrechnen müssen, die Frau eines so wackern und angesehenen Mannes zu werden, so war doch der Vater durchaus nicht mit Franzens Huldigungen gegen seine Meta zufrieden, weil er sie nicht müssen konnte noch wollte; denn einmal führte sie ihm die Wirthschaft, war auch eine vortreffliche Jägerin, und endlich war sie auch in alle seine böse Künste eingeweiht, wobei er ihrer Hülfe nicht zu entrathen wußte. So lange

er lebte, dies war seine selbstsüchtige Absicht, sollte die Tochter nicht freien, damit er bis an sein Ende Nutzen von ihr hätte.

Meta, ihrerseits, obgleich sie den Franz nicht mit gleichgültigen, sondern vielmehr mit recht verliebten Augen ansah, wollte ihm das doch nicht anmerken lassen, weil sie entschlossen war, ihr seitheriges freies Leben in Flur und Wald fortzuführen und die Ehe als eine unerträgliche Sclaverei ansah. Der arme Franz erhielt daher kaum ein freundliches Wort von der stolzen Schönen und grämte sich darüber so sehr ab, daß man ihn kaum wieder erkannt hätte, nachdem man ihn lange nicht gesehen.

3.

So war die Erntezeit herangekommen und der reichste Bauer in Moorburg gab seinen Leuten ein Erntebier, wobei, nach herkömmlicher Weise, vom Abende bis zum andern Morgen getanzt und gejubelt werden sollte. Wer den Festgeber nur entfernt kannte, der durfte kommen und sicher sein, freundlich aufgenommen zu werden.

— „Ich möchte auch einmal tanzen," sagte Meta am Fest morgen zu ihrem Vater, der nicht wenig verwundert über das Gelüste seiner sonst nie tanzenden Tochter war und es ihr auszureden suchte, was ihm aber nicht gelang, weil Meta nicht des Tanzes, sondern Franzens wegen hinging, der sich, zu ihrer Verwunderung und nicht

geringen Unruhe, lange nicht bei ihr hatte sehen lassen und den sie beim Erntebier zu finden hoffte. Sie sah sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht: Franz war wirklich da; aber so krank und mißmuthig vor Liebesgram, daß es ein Jammer war, den armen Jüngling zu sehen, auch tanzte er nicht mit, sondern saß seitwärts und sah mit trübem Auge der Lust der Andern zu.

Der Allen völlig unerwartete Eintritt der als Hexe verschrieenen Meta verbreitete unter den Anwesenden einen solchen Schrecken, daß die Tänzer auseinanderstoben und die Musik plötzlich verstummte, so daß Meta, hochroth vor Zorn und Beschämung, wie eine Vogelscheuche mitten auf dem Tanzplatze ganz allein dastand.

Dieser Anblick rührte Franzens Herz, und obgleich er sich gelobt hatte, der Dirne nicht mehr nachzugehen, konnte er es doch nicht leiden, daß sie vor allen Leuten so beschämt, und zugleich so verächtlich behandelt wurde. Rasch erhob er sich daher von seinem Sitze, trat auf Meta zu, reichte ihr die Hand zum Tanze und gebot den Fiedlern durch einen Wink, fortzuspielen, und nicht lange, so tanzte wieder Alles.

Diese Güte und Freundlichkeit von Seiten des von ihr verschmähten, so schnöde behandelten Jünglings wandelte plötzlich das Herz der Stolzen um und dieses wurde von einer Leidenschaft für Franz erfaßt, daß sie nicht ohne ihn eben zu können glaubte. Auch sah sie den Glücklichen

jetzt mit Blicken an, die nur zu deutlich verriethen, was in ihr vorging.

Aber ach! ohne es zu ahnen, hatten sie an Metas Vater einen Späher gehabt, dem es nicht entgangen war, welche Veränderung sich mit seiner Tochter zugetragen hatte. Allein der Böse verbarg seinen Unmuth, um den armen Jüngling, desto sicherer verderben zu können. Er ließ daher Meta frei gewähren, ja, entfernte sich sogar vom Feste, um Beiden freien Spielraum zu lassen.

Bald hatten die Liebenden des geräuschvollen Festes satt und zogen sich in den Garten zurück, um miteinander zu kosen und Liebesschwur um Liebesschwur zu tauschen. Sie blieben bis kurz vor Tagesanbruch beisammen; dann erlaubte Meta dem Geliebten auch noch, sie nach dem Forsthause auf dem Waldhügel zurück begleiten zu können.

4.

Hand in Hand schritten Beide in stummer Seligkeit durch die noch mit Nacht bedeckten Fluren dahin und machten Pläne für ihre vereinte Zukunft. Denn Meta war, von der Liebe bezwungen, plötzlich andern Sinnes geworden und versprach dem vor Wonne trunkenen Geliebten, ihm gern ihre seitherige wilde Freiheit aufopfern und seine Hausfrau werden zu wollen.

Schon verkündete ein falber Streif im Osten die Nähe des Tages, als Beiden am Fuße des Hügels an-

langten, auf dem die Wohnung Meta's lag. Da trat plötzlich der tolle Reimers hinter dem breiten Stamme einer vielleicht tausendjährigen Eiche hervor und redete mit freundlicher Stimme den unglücklichen Jüngling mit dem tödtlichen Gruße an.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Meta's Lippen, so wie sie die dem Geliebten unfehlbar den Untergang bereitenden Worte aus dem Munde des bösen Vaters vernommen hatte, und es bemächtigte sich ihrer eine solche verzweiflungsvolle Wuth, daß sie dem Vater das scharfe Jagdmesser von der Seite rieß und ihm einen tödtlichen Hieb damit in den Nacken versetzte, der, da die Waffe gefeit war, auf den ersten Streich das Haupt vom Rumpfe trennte. Dann, den Geliebten noch einmal mit der vollsten Zärtlichkeit ansehend, entfloh sie.

Halbtodt kehrte Franz in sein Elternhaus zurück und siechte seitdem, vom Todesgruß und Gram zugleich getroffen, elendiglich hin. Keine Kunst der Aerzte vermochte den unglücklichen Jüngling zu retten, und nur zu bald mußten die armen Eltern ihrem einzigen Kinde das allzufrühe Grabe bereiten lassen.

Am Tage nach dem Begräbniß fand man am frühen Morgen eine weibliche Gestalt — wie sich bald auswies, auch eine Leiche — auf dem frischen Grabeshügel, der Franzens Gebein umschloß. Es war Meta, deren Herz gebrochen war, und man begrub sie neben dem Geliebten.

Der Hügel, worauf die Försterwohnung stand und an dessen Fuße der tolle Reimers den wohlverdienten Tod für seine vielen Frevel erlitt, heißt zur Stunde noch der Reimersberg. Der Ort soll nicht recht geheuer sein und man meidet ihn bei Nachtzeiten sorgfältig, indem Viele behaupten, um Mitternacht den Ermordeten, mit dem abgehauenen Kopfe unterm Arme, um die Hügel wandeln gesehn zu haben.

XX.

Das Einhorn.

Hamburgische Volkssage.

1.

Gewiß erinnern noch viele ältere Hamburger sich eines Hauses an der Ecke des Nesses und des Brotschranges, das sich nicht nur durch seine alterthümliche Bauart sondern auch durch ein aus einem Fenster sehendes Einhorn, in Schnitzwerk, vor allen andern Häusern auszeichnete. Eine Sage knüpfte sich daran und wir wollen sie mittheilen.

Zu der Zeit, wo der Hansa-Bund noch sehr mächtig war, lebte in dem vorstehend bezeichneten Hause ein sehr reicher Kaufherr, der sich durch Gottesfurcht und

rechtlichen Wandel große Achtung bei seinen Mitbürgern erworben hatte.

Das Glück hatte Herrn Walter nicht nur mit Reichthum, sondern auch mit einer tugendhaften Ehegegenossin, und zwei hoffnungsvollen Söhnen gesegnet, die er Beide, da er so glücklich im Handel gewesen war, zu Kaufleuten bestimmte und sie — Ernst und Friedrich war ihr Name — demgemäß erziehen ließ. Allein: „der Mensch denkt und Gott lenkt!" so hieß es auch hier. Beide Söhne hatten auch nicht die mindeste Neigung für den Stand ihres Vaters und da dieser trotzdem bei seinem Beschlusse beharrte, suchten und fanden sie die Mittel, sich den sie bedrohenden Schicksal durch die Flucht zu entziehen. Ein alter Diener des Hauses, Andreas, vermochte den Bitten der Beiden nicht zu widerstehen und so verschaffte er ihnen Gelegenheit, zur See fortzukommen; denn sie wollten die große weite Welt sehen und möglichst viele Abentheuer erleben, um in späten Jahren davon erzählen zu können.

2.

Einige Jahre waren seit der Flucht Friedrich's und Ernst's vergangen und Herr Walter indeß Rathsherr geworden, als endlich bei den betrübten Eltern Nachricht über die beiden Flüchtlinge einlief. Allein sie war nicht dazu geeignet, das gebeugte Herz der erstern aufzurichten.

Das Schiff, so hieß es, worauf die Jünglinge die Flucht ergriffen hatten, war den Seeräubern, wovon damals alle Meere wimmelten, in die Hände gefallen und, wie die Nachricht lautete, die Brüder, mit dem Säbel in der Faust, nachdem sie Wunder der Tapferkeit verrichtet, die Beute des Todes geworden.

Durch diese Nachricht erhielt die Gesundheit der armen, ohnehin schon leidenden Mutter einen solchen Stoß, daß sie von da an das Bett nicht mehr verlassen konnte. Bald aber sollte den Betrübten neue Hoffnung lächeln: ein anderer Schiffsführer behauptete, er habe Ernst und Friedrich gesund und frisch an der spanischen Küste gesehen. Das Gefecht mit dem Seeräuber habe zwar wirklich Statt gefunden und Beide sogar eine Wunde davon getragen, berichtete der Mann weiter; aber die Jünglinge wären geheilt und hätten überdies, da sie das Seeräuberschiff genommen, große Reichthümer und Kostbarkeiten erbeutet, andere im Handel und Wandel erworben. Unter den Seltenheiten, die sie gesammelt, befände sich auch ein Einhorn, ein Thier so besonderer Art, daß kein Mensch erinnere, es je gesehen zu haben. Die Brüder würden bald, schloß der Erzähler, mit dem Schiff „Neptunus“ nach Hamburg zurückkehren.

3.

Mehrere Monde waren bereits seit dieser Erzählung

des Seemanns verflossen, und die Gesundheit der Mutter der beiden Flüchtlinge fing sich, in Folge der erhaltenen fröhlichen Botschaft, zu bessern an, als eine neue Hiobspost diese noch mehr erschütterte. Das Schiff „Neptunus" war nämlich am Eingange der Elbe bei einem furchtbaren Sturme gescheitert und mit Mann und Maus untergegangen. Bei dieser Nachricht fiel die Mutter erst von einer Ohnmacht in die andre und gab endlich ihren Geist auf.

So hatte denn Herr Walter zugleich den Tod seiner Ehegattin und seiner beiden Söhne zu beklagen und man wird sich vorstellen können, wie groß der Jammer des liebevollen Ehemanns und Vaters war.

Da er ein so reicher, angesehener Mann war und jetzt, wo er keine Erben mehr, nicht zu sparen nöthig hatte, verordnete er seiner Frau ein prachtvolles Begräbniß und gab Befehl, daß nichts an Pomp und Glanz fehlen solle: war es doch der letzte Liebesdienst, den er der theuren Dahingeschiedenen weihen konnte.

Nach der Sitte der damaligen Zeit wurde die Leiche nicht nur in reiche Gewänder gehüllt, sondern auch mit kostbaren Schmucksachen bedeckt, die zum Theil einen bedeutenden Werth hatten.

Das Begräbniß fand in der jetzt völlig demolirten St. Johanniskirche Statt und Herr Walter selbst begleitete die theure Leiche dahin. Kaum war er von diesem

traurigen Wege wieder in seine Wohnung zurückgekehrt, so wurden ihm zwei Fremde angemeldet, die sich durch den Diener auf keine Weise hatte abweisen lassen wollen, indem sie vorgaben, die Bringer wichtiger und erfreulicher Botschaft zu sein. Nur schwer entschloß sich der von Gram gebeugte Rathsherr dazu, die Fremden in dieser Stunde vor sich zu lassen; als er aber endlich doch nachgab, lagen seine beiden verloren geglaubten Söhne zu seinen Füßen und flehten seine Verzeihung wegen ihrer Flucht an. Die Wiedergekehrten erzählten hierauf dem Vater, daß das Schiff „Neptunus“ wirklich am Eingange der Elbe untergegangen sei und Alle Andre, die an Bord gewesen, den Tod in den Wellen gefunden hätten; ihnen aber sei durch das seltene Thier, welches sie aus Afrika mitgebracht, durch das Einhorn nämlich, Rettung geworden, indem dieses habe trefflich schwimmen können und sie sich an den Schwanz desselben geklammert hätten. Es wäre ihre Absicht gewesen, sofort nach Hamburg zu gehen, aber der eine der Brüder, Friedrich, sei so ermattet und hinfällig gewesen, daß man nothwendig einige Tage habe rasten müssen, damit sich seine Kräfte erst wieder herstellten.

Dieses Alles war nun zwar gut und der Vater freute sich herzinnig über die verloren geglaubten, ihm jetzt aber wiedergegebenen Söhne, jedoch war der Schmerz über den Verlust der Mutter bei den letztern um so grö-

ßer, da sie sich nicht verhehlen konnten, daß sie die nächste Ursache des Todes derselben gewesen wären.

Nachdem sich die ersten Empfindungen sowohl der Freude als des Schmerzes bei allen Dreien etwas gelegt, verlangte der Vater das wunderbare Thier zu sehen, das seine Söhne gerettet hatte und, wie diese ihm gesagt, von ihnen mitgebracht worden war. Wie groß war das Erstaunen Herrn Walters, als das Einhorn auf Befehl der jungen Männer Alles that, was diese ihm befahlen, und sich überhaupt so zahm als möglich zeigte. Es wurde daher, da man es nicht zu den Pferden in den Stall bringen wollte, aus Furcht, daß diese den seltsamen Gast beschädigen möchten, in eine untere Kammer des Hauses geführt und dort mit der nöthigen Nahrung versehen:

4.

Indeß schlief die treue, liebevolle Mutter in ihrem stillen Grabe. Aber ein Kirchenbeamter, der die Leiche vor ihrer Beisetzung gesehen, hatte, von Habsucht getrieben, den Entschluß gefaßt, sie der ihr mitgegebenen Kostbarkeiten berauben zu wollen. Zu dem Ende öffnete er um die Stunde der Mitternacht die Kirchthür, wozu er den Schlüssel hatte, und machte sich mit Zangen und Brecheisen an das wohlverschlossene Grabgewölbe, worin die am Tage zuvor Begrabene lag. Es kostete ihm nicht geringe Mühe, es aufzubrechen und selbst der feste eichene

Sarg widerstand lange seinen räuberischen Bemühungen, endlich aber war er doch mit Allem fertig und konnte den schweren Sargdeckel herabnehmen, nachdem er sorgfältig alle Schrauben desselben gelöst hatte.

Da lag nun die Leiche in ihren kostbaren Gewänder, behangen mit werthvollem Schmucke vor dem Leichenräuber da! Er beleuchtete sie, bevor er zum Werke schritt erst mit der mitgebrachten Blendlaterne und nahm ihr dann mit leiser Hand, als fürchte er sie aufzuwecken, den Kopf- und Ohrenschmuck, die goldenen Armspangen und endlich auch das schimmernde Halsgeschmeide ab.

Nur ein funkelnder Demantring, den die Leiche am Finger trug und der seines großen Werthes wegen vor allen Dingen die Habsucht des Räubers reizte, wollte sich nicht abziehen lassen.

— „Da muß das Messer helfen," sagte der Bösewicht und griff in seine Tasche, worin er ein Taschenmesser zu tragen pflegte, um den Finger damit abzuschneiden; zu seinem Aerger aber fand er es nicht, und da er den Raub nicht fahren lassen wollte, stellte er seine Laterne auf einen andern im Grabgewölbe befindlichen Sarg und eilte seinem Hause zu, um ein Messer zu holen.

Nicht lange, so war er wieder da und griff eben nach der Hand, woran der Ring befindlich war, als sich zu seinem unaussprechlichen Entsetzen, die Leiche emporhob und, indem sie die Augen öffnete, ihn zürnend an-

sah. Er vergaß jetzt, in welcher Absicht er hergekommen, stürzte wie ein Wahnsinniger aus der Kirche fort, indem er Alles im Stich und die Kirchenthür weit offen ließ, und kroch in seinen Kleidern in's Bett, dessen Decke er sich über den Kopf zog.

5.

Indeß stand Herr Walter, den die Betrübniß über den Tod seiner geliebten Ehefrau, so wie die Freude über die unverhoffte Wiederkehr der Söhne nicht schlafen ließen, am Fenster und schaute gedankenvoll in die völlig dunkle Gasse hinaus, als sich plötzlich ein Klopfen an der Hausthür hören ließ. Verwundert über eine solche Erscheinung um die stille Stunde der Mitternacht, und seinen Sinnen nicht trauend, öffnete er das Fenster und rief hinab:

— „Wer ist es, der wagt, die nächtliche Ruhe des Hauses zu stören?"

— „Um Gott, Walter," antwortete ihm eine Stimme, die ihm das Mark in den Gebeinen erfrieren machte, „ich bin's ja, Dein Weib! Oeffne mir schnell die Thür, mich friert so sehr!"

— „Hebe Dich weg, unglückseliger Geist, der Du, vermuthlich weil Du im Leben irgend eine böse Handlung verübt, die die ewige Gnade Dir vergeben wolle, im Grabe keine Ruhe hast!" rief Herr Walter, sich fromm bekreuzend.

— „Um Gott! Um Gott! so öffne doch!" wimmerte die Erscheinung. „Ich bin's ja, Dein Weib, und o, wie mich in der kühlen Nacht im dünnen Leichengeande friert!"

— „So gewiß," versetzte Herr Walter, der steif und fest an einen Hexenspuk glaubte und als ein frommer, gottesfürchtiger Mann, mit einem solchen nichts zu thun haben wollte, „so gewiß, als das von meinen Söhnen mitgebrachte seltene Thier die Treppe nicht ersteigen und aus der Bodenluke schauen wird, bist Du nicht mein liebes, heute erst begrabenes Weib, sondern ein böser Spuck, eine Erscheinung, die mich in Versuchung führen will. Kehre also nur dahin zurück, woher Du gekommen bist und laß mich in Ruhe!"

Da, als er eben diese Worte vollendet hatte, polterte etwas die Treppe herauf, wie mit Rosseshufen, und schon nach wenigen Minuten gukte der Kopf des Einhorns aus dem Bodenfenster auf die Gasse hinab!

Als Herr Walter, der sich aus dem Fenster darnach umgesehen hatte, das Haupt des edlen Thiers gerade über den seinigen erblickte, rief er aus:

— „Gott im Himmel, sollte es doch wohl möglich sein?" Mit diesem Rufe verließ er das Gemach, stürzte die Treppe hinunter, schloß die Hausthür mit zitternden Händen auf, nahm seine Frau, die eben ohnmächtig zur Erde sinken wollte, in seine Arme und trug sie in sein Zimmer aufs Bett. Sie war es wirklich! sie lebte!

Herrn Walters Freudengeschrei rief das ganze Haus wach. Man trug die Gerettete Scheintodte in ihr Bett, erwärmte sie und flößte ihr Stärkungsmittel ein, wodurch sie bald so weit wieder zu Kr[illegible] kam, daß sie erzählen konnte, was sich in der Kirche mit ihr zugetragen hatte.

Der Leichenräuber kam, auf die dringenden Fürbitten der, durch Gottes Gnaden durch ihn wieder glücklich gewordenen, mit geringer Strafe davon und die glücklich gerettete Gattin und Mutter lebte noch viele Jahre froh im Kreise der Ihrigen.

Auf Anordnung Herrn Walters aber mußte ein geschickter Künstler das Einhorn in Stein aushauen und es war lange Zeit eine Zierde des vorbenannten Hauses.

XXI.

Die Strafe der Vermessenheit.

Lübeckische Volkssage.

1

Als Herr Andreas Gevers — der 1477 starb — Richtherr zu Lübeck war, hatte er einen wackern Gesellen, seinen Taufpathen im Hause, dem er aus diesem Grunde besonders gewogen war, so daß er ihm die schwersten und zugleich auch bestbezahltesten Schneiderarbeiten gern auftrug.

Lange Zeit hatte der Gesell schon im Hause seines

Gevatters gearbeitet, als dieser mit Verdruß bemerkte, daß ein reich mit Perlen gestickter und sehr kostbarer Kagel (Kragen?) abhanden gekommen war, und nachdem man ihn überall vergebens gesucht, kam man auf den schlimmen Gedanken, kein Anderer, als der vorgenannte Gesell, könne der Dieb sein.

Dieß verdroß Herr Andreas über die Maßen, zumal er eben diesen Gesellen so sehr geliebt und bevorzugt hatte. Er ließ ihn daher festnehmen und man suchte durch die Folter ein Geständniß von ihm zu erpressen. Er gestand nichts, wurde aber trotzdem hingerichtet. Kurz nach seinem schuldlos erlittenen Tode fand man den vermißten Kagel hinter einer Bank im Hause des Herrn Gevers. Als der das vernahm, glaubte er vor Betrübniß und Gewissensbissen schier von Sinnen zu kommen. Nichts vermochte ihn mehr zu zerstreuen und weder Speise noch Trank wollten ihm mehr schmecken, so grämte er sich über den durch ihn bewirkten Tod seines Pathen: Ueberall, wo er ging und stand, verfolgte ihn das Bild des unschuldig Hingerichteten, und selbst Nachts ließ es ihm keine Ruhe.

2.

Da traf es sich, daß einer seiner Handlungsdiener — denn Herr Andreas war zugleich Kaufherr — nach langer Abwesenheit in seinen Geschäften zu ihm zurück-

kehrte und ihm gute Kunde von gemachten großen Gewinn mitbrachte. Statt aber darüber froh zu sein, sagte Herr Gevers mit einem tiefen Seufzer:

— „All das schöne Geld und Gut kann mich nicht mehr glücklich machen; mit mir ist's schier vorbei!"

— „Um Gott, Herr Consul," rief der Handlungsdiener erschrocken, „was ist Euch denn während meiner Abwesenheit begegnet? Ihr seid gar nicht mehr der Alte und so zusammen gehozelt, wie ein Bratapfel!"

— „Ach!" versetzte der Gefragte, „Ihr wißt nicht, was sich während Eurer Abwesenheit hier zugetragen hat, und kaum werd' ich's Euch vor Schmerz zu erzählen vermögen." Dabei vergoß der arme Mann bittre Thränen, dann aber erzählte er dem ihm staunend Zuhörenden Alles haarklein, und sparte dabei keine Anklage gegen sich selbst.

— „Wie," rief der Leichtsinnige und gottlose Gesell fast mit Lachen, „das ist's, was Euch so preßt und quält, und nichts weiter?" Ei, gestrenger Herr, Ihr seid denn doch gar zu gewissenhaft und quält Euch wahrlich ohne alle Noth! Hat doch unser Herr Christus schuldlos den bittern Kreuzestod erleiden müssen; was wär' denn wohl an dem eines einzigen Schneiderleins gelegen? So war ich lebe! für ein Geringes nehme ich Eure ganze Schuld und die Verantwortung dafür auf mein Gewissen! Gebt mir ein neu tuchenes Kleid, wornach ich ein großes Verlangen habe, und entschlagt Euch dann jegli-

cher Sorge. Was auch darnach kommen möge: um den Preis nehme ich's auf mich. Ich bin einmal nicht abergläubisch und habe vom künftigen Leben so meine eigenen Gedanken."

Herr Gevers war dieses Handels froh und gab dem Vermessenen nicht nur das geforderte neue Kleid, sondern stellte auch in den nächsten Tagen, zur Feier seiner glücklichen Rückkehr, ein großes Gastmahl an, wobei er sich in seinem neuen, sehr feinen Tuchkleide zeigen konnte.

In der Nacht, als die fröhlichen Gelaggenossen sich entfernt hatten und der gottlose Diener sich bereits in sein Kämmerlein begeben, wurden alle Schläfer des Hauses durch ein furchtbares Gepolter aus dem ersten Schlafe erweckt. Es war schier anzuhören, als ob das Haus einstürzen wollte; da aber der Lärm bald nachließ, man auch sehr müde von dem Festgelage und auch wohl etwas trunken vom allzuhäufig genossenen Weine war, stand man nicht auf, um nachzusehen, was es wohl gegeben habe, sondern schlief ruhig weiter.

3.

Am folgenden Morgen erschien der verwegene Diener nicht wie sonst zum Morgenimbiß, weshalb man ihn, da man glaubte, daß er die Zeit verschlafen habe, zu wecken ging. Man stelle sich aber den Schrecken der guten Leute vor, als man statt des Dieners nur zerrissene,

grausam verstümmelte Theile seines Leichnams fand, die sammt seinem Blute, zum Theil an den Wänden, zum Theil am Fußboden festklebten!

Es war — wie hätte man nach dem Vorhergegangenen wohl daran zweifeln können? — der Feind der Menschheit gewesen, der den Ruchlosen in der Nacht zerrissen hatte, zur Strafe für seine gotteslästerliche Verwegenheit.

So viel man in der Folge die Blutflecke in der Kammer auch abwusch, sie traten doch immer wieder hervor und wurden noch viele lange Jahre von neugierigen Besuchern des Hauses gesehen.

Das Haus, worin sich diese gräuliche Begebenheit zugetragen, liegt zu Lübeck auf dem Klingenberge. Jetzt ist die bewußte Kammer darin zugemauert.

* *
*

Von Herrn Gevers berichtet der Chronist noch das Nachstehende:

„Anno 1472 hat Herr Bürgermeister Andreas Geverdus, de quo subra, der seinen Gefatter, einen unschuldigen Handelsmann, aus falschem Verdachte, wie gemeldet, aufhenken lassen, und dieses ferner auszusöhnen, das Armenhaus zu kleinen Grünau, nach Lübeck gehörig, nebst der Capellen, gestiftet, und hat einen Priester und zwölf Arme darin erhalten zu werden geordnet."

XXII.

Die steinerne Braut.

Bremer Volkssage.

„Zu Viesbeck auf der Haide liegt
„Ein Denkmal, werth zu sehen;
„Der klügste Mann erräth schier nicht,
„Wie es wohl mocht' entstehen.
„Das Denkmal heißt die steinerne Braut;
„Es ist nicht gehauen, es ist nicht gebaut;
„Was es ist, ich will's Euch enthüllen."

1.

Von frühester Jugend auf waren Wilhelm und Adelheid, die Kinder wohlhabender Landleute, einander von Herzen gut und die Eltern, zu jener Zeit Freunde, sahen es gern, daß sie sich liebhatten; ja, es galt fast für ausgemacht, daß ein Paar aus ihnen werden würde.

Da mußte es sich treffen, daß Wilhelms Vater nach und nach von so vielen Unglücksfällen heimgesucht wurde, daß seine frühere Wohlhabenheit sich in das Gegentheil umwandelte, während sein Nachbar Martin sein Hab und Gut sich mit jedem Tage vermehren sah. Seit diesem Glückswechsel sah der habsüchtige und geizige Mann es nicht mehr gern, daß Adelheid, seine Tochter, den arm gewordenen Wilhelm noch immer mit gleichen Augen be=

trachtete und bald verkündete er ihr, daß er sie einem reichen Manne, dem Engelmann aus Bisbeck, zu freien wolle, sie sich daher den Wilhelm sich gänzlich aus dem Sinne schlagen müsse.

Fast zu Tode war die arme Adelheid über diese Nachricht erschrocken. Sie bot Bitten, Thränen und Flehen auf, dieses Unglück von sich und Wilhelm abzuwehren; aber vergebens! Der harte Vater blieb unerbittlich und meinte, es würde schon noch die Zeit kommen, wo sie ihm dafür danken werde, daß er sie einem reichen Manne zugeführt, und da er diesen Worten die Androhung seines Fluchs, im Falle seines Ungehorsams, hinzufügte, sah sie, ein frommes Mädchen, keine Rettung mehr, als dadurch, daß sie erklärte, lieber in's Kloster ziehen und eine Gottesbraut, als die Ehefrau des ungeliebten Mannes werden zu wollen.

Aber auch davon wollte der hartherzige Mann, der einmal seinen Sinn auf die Heirath mit dem reichen Engelmann gesetzt hatte, nichts hören; ja er verhöhnte die Tochter sogar deshalb und sagte ihr zugleich, daß der ihr bestimmte Bräutigam schon am nächsten Tage in's Haus kommen und um sie ansprechen und daß man spätestens in vierzehn Tagen die Hochzeit in aller nur erdenklichen Pracht feiern würde.

Diese Nachricht bekümmerte die Liebende um so mehr, da ihr Wilhelm eben fern war und sie ihm nicht einmal

das sie Beide bedrohende Urtheil mittheilen konnte, und wenn sie bedachte, wie die ihm bevorstehende, völlig unerwartete Nachricht ihn treffen würde, wollte sie schier vor Angst vergehen.

2.

Am folgenden Tage traf auch wirklich der verhaßte Freier im Dorfe Kleinenkneten, wo Adelheids Vater wohnte, ein und alle Bewohner desselben liefen neugierig herbei, als der reiche Engelmann, ganz wie ein Bräutigam geschmückt, mit zwei raschen Braunen, im offenen Wagen, vor Martins Haus fuhr. Aber im Kämmerlein zagte die Braut und hatte sich schier so die Augen verweint, daß sie sich kaum den Blicken des Freiers zeigen konnte. Der Bräutigam schien ihren Kummer nicht bemerken zu wollen, obschon er die Ursache desselben recht gut kannte, indem die Liebe Wilhelmens und Adelheid keinem Einzigen in Dorf und Umgegend ein Geheimniß war. Er war einmal in das schöne Mädchen verliebt und wollte es um jeden Preis haben, was eine schlechte, niedrige Gesinnung verrieth, die ihm Adelheiden nur noch widriger machte.

3.

Endlich war der für die Arme so unglückselige Tag, der sie auf immer dem verhaßten Manne zum Eigenthume geben sollte, angebrochen und sie wurde von einer nahen

Verwandtin des Hauses — eine Mutter hatte sie nicht mehr — aufs Beste aufgeputzt, wobei sie in Ohnmacht zu fallen drohte und mehr einer geputzten Leiche, denn einer frohen Braut ähnlich sah.

Schon versammelten sich die Hochzeitsgäste und auch der Bräutigam war angelangt, um in Begleitung Jener die Braut gen Visbeck zu führen, wo bereits die Glocken zum Empfange läuteten; aber Adelheid lag noch immer im stillen Kämmerlein auf den Knieen und schickte heiße Gebete zum Himmel empor, sie von dem sie bedrohenden Elende gnädiglich erretten zu wollen. Es half aber Alles nichts: der harte Vater kam, schalt sie vom Gebete weg und führte sie fast mit Gewalt dem ungeduldig harrenden Bräutigam zu, worauf der Hochzeitszug, das Brautpaar an der Spitze, sich gen Visbeck in Bewegung setzte.

Da, als man mitten auf der Haide angelangt war, stürzte eiligst ein Jüngling herbei, der, obschon vor Hast fast athenlos, doch dem Zuge schon von Ferne zurief, stehen zu bleiben, und Adelheid erkannte ihren Wilhelm!

— „Martin!“ rief dieser, als er nahe genug herangekommen war, „Martin, macht Adelheid und mich doch nicht für Zeitslebens unglücklich, indem ihr uns trennt!“ Und: „Vater! Vater!“ flehte auch Adelheid, sich durch die Gegenwart des Geliebten ermuthigt fühlend, vor ihm auf die Knie niederwerfend, „Vater, gebt mich Wilhelmen

zum Weibe oder laßt mich, wenn ihr das nicht wollt, wie ich Euch schon früher gebeten, in's Kloster ziehen! Ich kann, ich kann Engelmanns Weib nun und nimmermehr werden!"

— „Hast Du vergessen, Dirne," schäumte der Alte, „daß mein Fluch Dich trifft, wenn Du Dich meinem Willen widersetzest? Und Ihr, Unverschämter, Ihr Bettler," wandte er sich glühend vor Zorn an Wilhelm, „Ihr macht Euch aus dem Staube, wenn's kein Unglück geben soll! Hier schwöre ich," fügte er hinzu, indem er die Hand wie zum Schwure emporhob, „daß Adelheid nimmermehr Euer Weib werden soll, und solltet Ihr und sie auch vor Schmerz zu Stein werden!"

— „So laßt uns vereint sterben, Adelheid!" rief der Jüngling und schlang, ohne daß man es verhindern konnte, seine Arme fest um die geliebte Jungfrau. „Laß uns sterben!" rief er noch einmal; „bei Gott, wenn auch nicht bei den Menschen, ist Erbarmen!"

Und o Wunder! In demselben Augenblick erstarrten Beide, so wie sie sich fest umschlungen hielten, zu Stein und bildeten eine einzige, fest in allen Theilen verbundene Steinmasse.

Dieser Anblick brach dem harten Vater das Herz. Er stürzte, gefolgt von allen Hochzeitsgästen, auf die Knie nieder und Alle, der hartherzige Bräutigam Engelmann mit, wurden gleich den beiden Liebenden zu Stein und

auf der Haide zu Visbeck ist noch heutigen Tages das Wunder zu schauen.

* * *

An milden Frühlingsabenden aber, wenn um die stille Stunde der Mitternacht der Mond silbern vom tiefblauen Himmel herabscheint und die Nachtluft sanft mit den rothen Blüthen des Haidekrauts koset, soll sich der Stein, der die Liebenden umschließt, regen und sich auseinander theilen. Dann schreiten zwei schöne, jugendliche Gestalten aus ihm hervor und gehen Arm in Arm und traulich mit einander kosend, bis zum Dorfe Kleinenkneten und von da wieder zurück. So wie aber der erste Hahnenruf den nahenden Morgen verkündet, schließt der Stein die Liebenden wieder in seine schützende Hülle ein.

Viele durch die Haide schreitende nächtliche Wanderer wollen die Wunder erschaut haben, keinem aber hat's je Unglück gebracht.

Ende des ersten Bandes.

Druck von C. Renkert in Meerane.

Bei C. L. Fritzsche in Leipzig sind erschienen:

Belani, H. E. R., Die armen Weber u. andere Novellen aus den Mysterien einer neuern u. älteren Zeit. 1½ Thlr.

— Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Bde. 4½ Thlr.

— Die Mutter des Legitimen. Ein Lebensrom. 3B. 4½ Thlr.

— Josephine. Histor. Roman in 3 Bdn. 4½ Thlr.

— Kranichfels oder Geheimnisse aus dem Leben eines Edelmanns. broch. 1½ Thlr.

— Die Erbschaft aus Batavia. Volksrom. 3 Bde. 4½ Thlr.

— Marie Antoinette. Aus dem Leben einer Konigin. 2 Bde. 2½ Thlr.

— Constantine. Das Geheimniß. Zwei Novellen. 1¼ Thlr.

— Ein deutscher Michel vor hundert Jahren u. der deutsche Michel von heute. Ein Lebensbild. 1⅓ Thlr.

— Der Schatz der letzten Jagellonen. Roman aus der Zeit der neuesten Polenbewegung. 3 Bde. 4 Thlr.

— † † † in der Schweiz. Ein historischer Roman, aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibuug in den Jahren 1844—1847. 3 Bde. 4 Thlr.

— Die Magyaren. Historisch-romantisches Gemälde aus d. Zeit d. neuesten Bewegungen in Ungarn. 2 B. 2⅔ Thlr.

— So war es. Politischer Roman aus der Zeit vor dem März 1848. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

Reactionaire und Demokraten. Geschichtlich-politischer Roman aus der neuesten Zeit. 2 Bde. 2⅔ Thlr.

— Die Emigranten. Novelle. 1⅓ Thlr.

— Treu und brav. Roman a. d. bürgerl. Leben. 1⅓ Thlr.

Mühlbach, L., nach d. Hochzeit. Vier Novellen. 2B. 2⅓ Thlr.

— Justin. Ein Roman. 1½ Thlr.

— Novellen und Scenen. 2 Bde. 2½ Thlr.

Schoppe, Amal., geb. Weise, Aus Haß Liebe. 2 Bde. 2½ Thlr.

— Das Majorat. Ein Roman. 1850 1⅓ Thlr.

— Ferdinand und Isabella. Histor. Roman 1467—74. 2 Bde. 1851. 2⅔ Thlr.

Storch, Ludwig, Allerlei Geschichten. 2 B. 2½ Thlr.

— Was Euch beliebt. Novellen. 2 Bde. br. 2½ Thlr.
